

Uffa Jensen

## Neuere Forschungen zur Geschichte der Psychoanalyse

In »Was ist ein Autor?« beschrieb Michel Foucault 1969 einen neuen Autorentypus: die Diskursbegründer, »die man weder mit den ›großen‹ literarischen Autoren noch mit den Autoren kanonischer Texte der Religion oder mit den Begründern von Wissenschaften verwechseln sollte«. <sup>1</sup> Diskursbegründer schufen nicht nur ihre eigenen Texte, sondern »die Möglichkeit und die Formationsregeln anderer Texte«. Sie haben nicht mehr und nicht weniger als eine »unbegrenzte Diskursmöglichkeit« eröffnet. Foucault bezeichnete Sigmund Freud – neben Karl Marx – als das historisch erste und zugleich markanteste Beispiel dieser Art von Autorschaft. Auch wenn er in vielen Aspekten nach religiösen Mustern funktionierte, sei der geschaffene Diskurs ein säkulares Produkt. Das Werk von Freud wirke demnach selbst als Zentrum und Ursprung des Diskurses, zu ihm müsse wie zu einem heiligen Text immer wieder zurückgekehrt werden, um die Wahrheit des Diskurses zu ergründen. Demgegenüber müsse niemand zu Isaac Newton zurückkehren, um die Richtigkeit der mechanischen Gesetze zu überprüfen.

Im Rückblick auf die Geschichte des 20. Jahrhunderts erscheint diese Charakterisierung Freuds zunächst zutreffend: Wie kaum ein anderes Wissenssystem wurde die Psychoanalyse populär und fand weit über einen Kreis von akademischen Spezialisten (Medizinern, Psychiatern, Psychologen, Psychotherapeuten et cetera) und über die Grenzen Wiens hinaus Verbreitung. <sup>2</sup> Die Texte, die sich auf Freud und die Psychoanalyse beziehen, sind in der Tat in hoher Anzahl vorhanden und füllen heute Bibliotheken. Auch dieser Text setzt in gewisser Hinsicht jenen Diskurs fort, den Freud begründete. Zugleich muss in einem historiografischen Text die Frage nach den Grenzen der Charakterisierung Foucaults aufgeworfen werden, der Ende der 1960er Jahre intensiv mit der Begründung einer spezifischen Form von Diskursgeschichte beschäftigt war. Lässt sich die Geschichte der Psychoanalyse auf ihren Begründer zuspitzen oder muss man die Psychoanalysegeschichte nicht gerade von der Zentrierung auf Freud lösen? Erweist sich die Psychoanalyse in ihrem Kern als Textproduktion und ist ihre Geschichte damit im Wesentlichen als eine Diskursgeschichte beschreibbar? Oder wird man gerade der therapeutischen Praxis, welche die Psychoanalyse ausbildete, damit nicht gerecht? <sup>3</sup> Der folgende Forschungsbericht

1 Michel Foucault, Was ist ein Autor? (1969), in: Michel Foucault – Schriften. Dits et Ecrits, hrsg. v. Daniel Defert/François Ewald, Bd. 1: 1954–1969, Frankfurt am Main 2001, S. 1003–1041, hier: S. 1022.

2 In diesem Artikel werde ich bevorzugt den Wissensbegriff verwenden, weil mir das der passende Begriff für dieses Phänomen zu sein scheint. Damit soll nicht behauptet werden, dass die Psychoanalyse keine – wie auch immer zu definierende – Wissenschaft war und ist. Vielmehr soll damit indiziert werden, dass man den wissenschaftlichen Status dieses Wissens und den Streit darüber ebenso zum historischen Untersuchungsgegenstand erklären sollte wie dessen populäre Wirkungsmacht. Letzteres gerät aber immer schnell aus dem Blick oder kann bestenfalls mit dem verkürzenden Begriff der Rezeption analysiert werden, wenn man sich dem Thema mit einem Wissenschaftsbegriff nähert. Zugleich aber ist der Wissensbegriff offen genug, um die alltagspraktischen und therapeutischen Dimensionen der Psychoanalyse beschreiben zu können.

3 Während diese Argumentation in der Literaturübersicht weiter ausgeführt werden soll, kann an dieser Stelle nur andeutungsweise vorweggenommen werden, wie man sich theoretisch-methodisch der Geschichte der Psychoanalyse annähern könnte. Es ist davon auszugehen, dass Wissen immer in ein praxeologisches Feld eingebunden ist, aus dem es stammt und in das es wirkt, dass also für eine Diskursanalyse die Praxis stets konstitutiv ist. Vgl. etwa einige der Zugänge in: Achim Landwehr (Hrsg.), Diskursiver Wandel, Wiesbaden 2010. Da die Psychoanalyse vor allem

wird sich diesen Fragen widmen, indem die neueren Veröffentlichungen zur Geschichte der Psychoanalyse vorgestellt werden. Dabei wird zwar der Anspruch erhoben, einen Überblick über die wichtigsten Felder zu liefern; dass jedoch die Auswahl der behandelten Literatur keinesfalls vollständig sein kann, versteht sich in Anbetracht des stattlichen Publikationsaufkommens auf diesem Gebiet von selbst.<sup>4</sup> Beginnend mit einem Überblick über die besonderen Schwierigkeiten, die sich der Psychoanalysegeschichtsschreibung angesichts der existierenden Historiografiegeschichte stellen, und der neuesten Gesamtdarstellungen wird anschließend die Forschungsliteratur zur Wissensgeschichte, zur therapeutischen Praxis, zur Geschichte der Sexualität sowie zur Diffusionsgeschichte im deutschsprachigen Raum und zur globalen Psychoanalysegeschichte besprochen.

## I. DIE GESCHICHTE DER HISTORIOGRAFIE ZUR PSYCHOANALYSE UND IHRE PROBLEME

Die Geschichte der Historiografie zur Psychoanalyse stellte seit ihren Anfängen ein besonders umkämpftes Feld dar, wobei die hier gewonnenen Erkenntnisse nur selten in die Diskussionen der Geschichtswissenschaft Eingang fanden. Dafür gibt es Gründe, die vor allem mit dem jeweils unterschiedlichen Verständnis von Geschichte und Geschichtsschreibung zusammenhängen.<sup>5</sup> Wichtige, problemorientierte Interventionen lieferte immer wieder der englische Psychoanalysehistoriker John Forrester, die unter anderem in

---

dem Selbst ein spezifisches Wissen und eine bestimmte Praxis anbot, sind hier Foucaults Überlegungen zu Selbsttechnologien besonders hilfreich. Vgl. *Michel Foucault*, Technologien des Selbst, in: Michel Foucault – Schriften. Dits et Ecrits, hrsg. v. Daniel Defert/François Ewald, Bd. 4: 1980–1988, Frankfurt am Main 2005, S. 966–999, sowie *Michel Foucault*, Hermeneutik des Subjekts. Vorlesung am College de France (1981/82), Frankfurt am Main 2004.

4 Bewusst unberücksichtigt bleiben dabei die inzwischen zahlreich erschienenen und wichtigen Editionen. Vgl. für die wichtigsten Publikationen der Korrespondenz Freuds: Sigmund Freud – C.G. Jung: Briefwechsel, hrsg. v. William McGuire/Wolfgang Sauerländer, Zürich 1976; *The Complete Correspondence of Sigmund Freud and Ernest Jones, 1908–1939*, hrsg. v. Andrew Paskauskas, Cambridge, MA / London 1993; Sigmund Freud – Sándor Ferenczi: Briefwechsel, hrsg. v. Eva Brabant/Ernst Falzeder, 6 Bde., Wien 1993; Sigmund Freud – Max Eitingon. Briefwechsel 1906–1939, hrsg. v. Michael Schröter, Tübingen 2004; Sigmund Freud – Minna Bernays. Briefwechsel 1882–1938, hrsg. v. Albrecht Hirschmüller, Tübingen 2005; Sigmund Freud – Anna Freud: Briefwechsel 1904–1938, hrsg. v. Ingeborg Meyer-Palmedo, Frankfurt am Main 2006; Sigmund Freud – Karl Abraham: Briefwechsel, hrsg. v. Ernst Falzeder/Ludger M. Hermanns, 2 Bde., Wien 2009, sowie für die wichtige Korrespondenz von Anna Freud: *Anna Freud's Letters to Eva Rosenfeld*, hrsg. v. Peter Heller, Madison, CT 1992; »... als käm ich heim zu Vater und Schwester«. Lou Andreas-Salomé – Anna Freud. Briefwechsel 1919–1937, hrsg. v. Daria A. Rothe/Inge Weber, Göttingen 2001. Zudem sind die folgenden Editionen vor allem von bewegungspolitischer Bedeutung: *Protokolle der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung*, hrsg. v. Herman Nunberg/Ernst Federn, 4 Bde., Frankfurt am Main 1976–1981; Otto Fenichel: 119 Rundbriefe (1934–1945), hrsg. v. Elke Mühlleitner/Johannes Reichmeir, Frankfurt am Main 1998; *Die Rundbriefe des »Geheimen Komitees«*, hrsg. v. Gerhard Wittenberger/Christfried Tögel, 4 Bde., Tübingen 1999–2006.

5 Sieht man von den älteren Diskussionen über die Psychohistorie ab, hat es lange keine Vermittlungsversuche zwischen Geschichtswissenschaft und Psychoanalyse gegeben. Einen neuen Vorschlag unterbreitet: Joan Wallach Scott, *The Incommensurability of Psychoanalysis and History*, in: *History and Theory* 51, 2012, S. 63–83. Vgl. auch Moshe Zuckermann (Hrsg.), *Geschichte und Psychoanalyse*, Göttingen 2004. Zur aus der Mode gekommenen Psychohistorie vgl. Saul Friedländer, *History and Psychoanalysis. An Inquiry into the Possibilities and Limits of Psychohistory*, New York 1978; Peter Gay, *Freud for Historians*, Oxford 1986; Fred Weinstein, *Psychohistory and the Crisis of the Social Sciences*, in: *History and Theory* 34, 1995, S. 299–319; Petteri Pietikainen/Juhani Ihanus, *On the Origins of Psychoanalytic Psychohistory*, in: *History of Psychology* 6, 2003, S. 171–194.

der Aufsatzsammlung »Dispatches from the Freud Wars« zusammengefasst sind.<sup>6</sup> Für Forrester sind die andauernden Auseinandersetzungen nur ein Reflex auf die fundamentale Bedeutung Freuds: »There is something irreversible about what Freud has done to twentieth-century culture. The vitriolic debates are simply an index of coming to terms with that transformation« (S. 2).

*Erstes Problem: Bewegungspolitische Bedeutung der Geschichtsschreibung*

Die Rekonstruktion ihrer eigenen Geschichte besaß für die psychoanalytische Bewegung eine besondere Bedeutung, da dies – gerade angesichts der stets prekären Institutionalisierung der Psychoanalyse, auf die noch näher einzugehen sein wird – eine organisierende und politische Funktion übernehmen konnte. Die erste historische Abhandlung über die Geschichte der Psychoanalyse stammt aus dem Jahr 1914 und wurde von Sigmund Freud selbst geschrieben: »Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung«. In dieser »personal vendetta conducted in the Olympian impersonal voice«, wie sie von Forrester treffend genannt wird (S. 185), ging es Freud darum, seine eigene zentrale Position in der Bewegung festzuschreiben. Zudem war die Schrift explizit ein Mittel zur Grenzziehung gegen innere Abweichungen und Alternativansätze und damit direkt gegen die Interpretation der psychoanalytischen Theorie durch Carl Gustav Jung gerichtet, der zwar kurze Zeit vorher in Ungnade gefallen, aber zum Zeitpunkt der Veröffentlichung immer noch Präsident der »Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung« (IPV) war.<sup>8</sup> Schließlich nutzte Freud die Schrift zur Klage darüber, dass die Psychoanalyse nicht ernst genommen, sondern ausgegrenzt werde. Freud sah dabei in seiner eigenen Theorie die Möglichkeit, diese Ablehnungshaltung zu interpretieren: Wie bei einem kranken Patienten, der sich gegen die psychoanalytische Diagnose wehrt und sie damit unter der Hand vermeintlich gerade bestätigt, so mussten sich gegen die unangenehmen Erkenntnisse der Psychoanalyse nahezu zwangsläufig »innere affektive Widerstände« regen, die deren Berechtigung nur umso markanter hervortreten ließen.<sup>9</sup> Die bewegungspolitische Erweiterung, die das klinisch-therapeutische Erkenntnisinstrument des Widerstands in solchen Passagen zum ersten Mal erlebte, wäre es wert, in ihren komplexen Folgewirkungen bis zum heutigen Tag nachvollzogen zu werden.<sup>10</sup>

Forrester beschreibt, wie die herausragende Rolle Freuds vor allem in Ernest Jones' dreibändiger Freud-Biografie festgeschrieben wurde.<sup>11</sup> Jones konzentrierte sich dabei insbesondere auf die Selbstanalyse, die Freud in den späten 1890er Jahren unternommen, in seinem Briefwechsel mit Wilhelm Fliess ausformuliert hatte und die dann zum wesentlichen Bestandteil der »Traumdeutung« von 1899/1900 wurde.<sup>12</sup> »Once done it is done forever: this was Jones's view of the self-analysis that revealed a New World as defini-

6 John Forrester, *Dispatches from the Freud Wars. Psychoanalysis and Its Passions*, Cambridge, MA/London 1997. Für eine weitere, hier allerdings unberücksichtigte Sammlung von Essays vgl. *ders.*, *The Seductions of Psychoanalysis. Freud, Lacan, and Derrida*, Cambridge/New York etc. 1990.

7 Sigmund Freud, *Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung* (1914), in: Sigmund Freud – *Gesammelte Werke* (nachfolgend mit »GW« abgekürzt), hrsg. v. Anna Freud/Edward Bibring/Willi Hoffer u. a., Bd. 10, London 1946, S. 43–113.

8 In der Tat trat Jung als Präsident nach der Veröffentlichung der Schrift zurück.

9 Ebd., S. 62.

10 Prägnant kritisiert wird dies unter anderem in: Ernest Gellner, *The Psychoanalytical Movement. The Cunning of Unreason*, Evanston, IL 1993.

11 Ernest Jones, *Sigmund Freud. Life and Work*, 3 Bde., London 1953–1957.

12 Sigmund Freud, *Aus den Anfängen der Psychoanalyse. Briefe an Wilhelm Fliess, Abhandlungen und Notizen aus den Jahren 1887–1902*, hrsg. v. Marie Bonaparte/Anna Freud/Ernst Kris, London 1950; *ders.*, *Die Traumdeutung* (1900), in: GW, Bd. 2, London 1942.

tively and epoch-transformingly as the voyage of Christopher Columbus« (S. 187). Mit Jones wurde auch die Kopplung der Psychoanalysegeschichte an die Freud-Biografie kanonisch, sodass jede Studie über die Psychoanalyse, wenn sie nicht gleich ausschließlich seine Lebensgeschichte behandelte, gezwungen war, ihren Begründer argumentativ ins Zentrum zu stellen.<sup>13</sup> Daran schließt sich auch die durchaus schwierige Frage an, wie die Geschichtsschreibung mit den internen Grenzziehungen innerhalb der psychoanalytischen Bewegung umgehen sollte. Genauso selbstverständlich, wie die Historiografie Alfred Adler, C. G. Jung, Wilhelm Reich oder anderen Dissidenten einen Platz in der Frühgeschichte der Psychoanalyse einräumt, werden sie in der Darstellung der späteren Entwicklung – nicht selten stillschweigend – ignoriert. Es erscheint aber fraglich, ob die Geschichtsschreibung die bewegungspolitischen Entscheidungen Freuds, aus denen zweifelsohne später theoretische Unterschiede entstanden, einfach so übernehmen sollte. Zudem verblassen die konzeptionellen Unterschiede, je stärker man sich auf die populäre und weltweite Verbreitung der Psychoanalyse einlässt. Da die existierende Literatur diese Grenzziehung aber so zieht, wird auch dieser Bericht hier notwendigerweise Leerstellen aufweisen.

#### *Zweites Problem: Die drohende Zirkularität von Geschichtsschreibung und Psychoanalyse*

Spätestens seit den 1920er Jahren gewann die Psychoanalyse in den verschiedensten Ländern und Kulturen erheblich an Einfluss und Popularität. Diese – reale und gelegentlich imaginierte – Wirkungsmacht rief eine wachsende Zahl von Kritikern und Gegnern der psychoanalytischen Bewegung auf den Plan. Dabei macht es Sinn, mit Forrester ikonoklastische und kontextualistische Ansätze zu unterscheiden. Ikonoklastische Angriffe richteten sich häufig an die Adresse Freuds und thematisierten – mehr oder weniger plump – sein Privatleben, um daraus Erkenntnisse über seine Theorien zu gewinnen.<sup>14</sup> Hinzuzufügen sind hier die Arbeiten, die die therapeutische Praxis Freuds mithilfe von Erkenntnissen über seine Patienten und Patientinnen kritisieren.<sup>15</sup> Eine weitere Gruppe von Autoren bemühte sich, die Originalität von Freuds Theorien zu relativieren, etwa mit dem Verweis auf die lange – zweifellos existierende – Theorietradition über das Unbewusste spätestens seit der Romantik.<sup>16</sup> Andere Autoren wie Frank Sulloway versuchten – ebenfalls in ikonoklastischer Absicht –, Freud ausschließlich als Vertreter der biologischen Theo-

13 Zur Freud-Biografie vgl. auch *Elisabeth Young-Bruehl*, *A History of Freud Biographies*, in: *Mark S. Micale/Roy Porter* (Hrsg.), *Discovering the History of Psychiatry*, Oxford/New York etc. 1994, S. 157–173.

14 Vor allem Peter Swales hat immer wieder merkwürdige Behauptungen, vornehmlich über das Sexualleben Freuds aufgestellt, von denen er glaubte, dass sich daraus die Beurteilung von Freuds Theorien ändern würde. Vgl. *Peter Swales*, *Freud, Minna Bernays and the Conquest of Rome*. *New Light on the Origins of Psychoanalysis*, in: *The New American Review* 1, 1982, S. 1–23; *ders.*, *Freud, His Teacher, and the Birth of Psychoanalysis*, in: *Paul E. Stepansky* (Hrsg.), *Freud. Appraisals and Reappraisals. Contributions to Freud Studies*, Bd. 1, Hillsdale, NJ 1986, S. 3–82; *Peter Swales*, *Freud, Katharina, and the First ›Wild Analysis‹*, in: ebd., Bd. 3, Hillsdale, NJ 1988, S. 79–164.

15 Bei der Frage nach dem Umgang mit Patienten und Patientinnen standen Freuds Fallgeschichten »Dora« und der »Wolfsmann« besonders im Fokus: *Karin Obholzer*, *Gespräche mit dem Wolfsmann. Eine Psychoanalyse und ihre Folgen*, Reinbek 1980; *Charles Bernheimer/Claire Kahane* (Hrsg.), *In Dora's Case. Freud – Hysteria – Feminism*, New York 1985; *Hannah S. Decker*, *Freud, Dora and Vienna 1900*, New York 1991. Vgl. zudem *Jeffrey M. Masson*, *The Assault on Truth. Freud's Suppression of the Seduction Theory*, New York 1985.

16 *Henry Frederic Ellenberger*, *Die Entdeckung des Unbewussten*, Bern/Stuttgart etc. 1973; *Lancelot Law Whyte*, *The Unconscious before Freud*, London/New York 1978.

rien des ausgehenden 19. Jahrhunderts hinzustellen und damit die hermeneutisch-interpretative Seite, die Freuds Theorien und Vorgehensweise ebenfalls stets besaßen, zu relativieren.<sup>17</sup>

Kontextualistische Ansätze wiederum erklärten – und reduzierten gelegentlich – Freuds Werk auf eine besondere Ursprungskultur: das Wien des Fin de Siècle. Außerordentlich prägnant geschah dies in Carl Schorskes Interpretation, wonach die subjektivistischen, weltabgewandten Theorien Freuds die politische Frustration des machtlosen Wiener Bürgertums widerspiegelten.<sup>18</sup> Eine ähnlich gelagerte Variante findet sich in den Arbeiten, welche nicht nur die jüdische Herkunft Freuds, sondern die grundlegende Bedeutung der jüdischen Mittelschicht für die Entstehung der Psychoanalyse betonten.<sup>19</sup> Gegen diese kontextualistischen Ansätze erhebt Forrester den plausiblen Einwand (S. 190), dass derartige lokale Erklärungsmuster den Erfolg Freuds außerhalb Wiens – bis hin zur weltweiten Verbreitung der psychoanalytischen Bewegung und ihrer Theorien – kaum erklären können. In einer provokanten, aber anregenden Studie hat Yuri Slezkine jüngst die jüdische Argumentationsvariante aus der kontextualistischen Engführung auf Wien zu befreien versucht: Für ihn prägte die Psychoanalyse das »jüdische Jahrhundert« – gemeint ist das 20. – entscheidend mit, indem sie (gerade in den USA) der »beklemmende[n] Einsamkeit der frisch »Emanzipierten« eine liberal-kapitalistische Technik der Seelenerforschung entgegenstellte.<sup>20</sup>

Auch wenn es einige Vorläufer aus der Vorkriegszeit gab, intensivierte sich die Kritik nach dem Zweiten Weltkrieg.<sup>21</sup> Besonders einflussreich waren dabei die wissenschaftstheoretischen Einwände Karl Poppers, der die Psychoanalyse – zusammen mit dem Marxis-

17 Frank J. Sulloway, *Freud. Biologist of the Mind. Beyond the Psychoanalytic Legend*, New York 1979. Gegen diese Trennung von hermeneutischer und naturwissenschaftlicher Seelenforschung in Freuds Werk hat überzeugend argumentiert: José Brunner, *Psyche und Macht. Freud politisch lesen*, Stuttgart 2001.

18 Carl Emil Schorske, *Fin-de-siècle Vienna. Politics and Culture*, London 1980 (dt.: *Wien. Geist und Gesellschaft im Fin de siècle*, Frankfurt am Main 1982).

19 Vgl. dazu Ivar Oxaal/Michael Pollak/Gerhard Botz (Hrsg.), *Jews, Antisemitism and Culture in Vienna*, London 1987; Steven Beller, *Vienna and the Jews, 1867–1938. A Cultural History*, Cambridge/New York etc. 1989. Zu Freuds jüdischer Identität existiert ebenfalls eine breite Spezialdebatte: Peter Gay, »Ein gottloser Jude«. Sigmund Freuds Atheismus und die Entwicklung der Psychoanalyse, Frankfurt am Main 1988; José Brunner, *The (Ir)Relevance of Freud's Jewish Identity to the Origins of Psychoanalysis*, in: *Psychoanalysis and Contemporary Thought* 14, 1991, S. 655–684; Yosef Hayim Yerushalmi, *Freud's Moses. Judaism Terminable and Interminable*, New Haven, CT/London 1991 (dt.: *Freuds Moses. Endliches und unendliches Judentum*, Berlin 1992); Stephen Frosh, *Freud and Jewish Identity*, in: *Theory & Psychology* 18, 2008, S. 167–178.

20 Yuri Slezkine, *Das jüdische Jahrhundert*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2006, 420 S., geb., 29,90 €, hier: S. 24.

21 Eine der frühesten – allerdings komplex argumentierenden – Problematisierungen lieferte Ludwig Wittgenstein: Ludwig Wittgenstein, *Gespräche über Freud*, in: Cyrill Barrett (Hrsg.), *Ludwig Wittgenstein. Vorlesungen und Gespräche über Ästhetik, Psychologie und Religion*, Göttingen 1968, S. 73–86. Vgl. dazu auch Jacques Bouveresse, *Wittgenstein Reads Freud. The Myth of the Unconscious*, Princeton, NJ 1995. Lange vor Wittgenstein gab es weitere kritische Stimmen, die jedoch heute vergessen sind: Arthur Kronfeld, *Über die psychologischen Theorien Freuds und verwandte Anschauungen*, Leipzig 1912; Hans Prinzhorn, *Das Problem der Führung und die Psychoanalyse*, Erfurt 1928; Hans Prinzhorn/Kuno Mittenzwey (Hrsg.), *Krisis der Psychoanalyse. Systematische Diskussion der Lehre Freuds*, Bd. 1: *Auswirkungen der Psychoanalyse in Wissenschaft und Leben*, Leipzig 1928; Oswald Bumke, *Die Psychoanalyse. Eine Kritik*, Berlin 1931. Vgl. zu diesen Kritikern Anthony Kauders, *The Mind of a Rationalist. German Reactions to Psychoanalysis in the Weimar Republic and Beyond*, in: *History of Psychology* 8, 2005, S. 255–270.

mus – als nicht falsifizierbares und somit pseudowissenschaftliches Unterfangen brandmarkte, worauf sich bis heute viele wissenschaftstheoretisch informierte Kritiker der Psychoanalyse berufen.<sup>22</sup> Bis in die unmittelbare Gegenwart lassen sich drei Hauptwellen der kritischen Auseinandersetzung rekonstruieren. Zuerst artikulierten sich in den 1970er und 1980er Jahren besonders in den USA und in Frankreich feministisch orientierte Gegnerinnen und Gegner.<sup>23</sup> 1993 löste dann ein Artikel von Frederick Crews in »The New York Review of Books« eine lang anhaltende, erbitterte Kontroverse über Freuds Vermächtnis aus.<sup>24</sup> Die eigentlich für 1996 geplante Ausstellung »Freud: Conflict and Culture« in der Washingtoner Library of Congress wurde aufgrund heftiger Proteste von Freud-Kritikern erst abgesagt und dann doch 1998 eröffnet.<sup>25</sup> Auch in diesen öffentlichen Debatten standen neben persönlichen Vorwürfen an die Adresse Freuds vor allem die Wissenschaftlichkeit der Psychoanalyse sowie deren Umgang mit Patienten im Mittelpunkt.

Nach der Jahrtausendwende kam es schließlich zu einer dritten Welle, diesmal vornehmlich in Frankreich, die 2005 mit dem »Schwarzbuch der Psychoanalyse« einen ersten Höhepunkt erlebte.<sup>26</sup> Darin wurden dem französischen Publikum neben Beiträgen von Franzosen auch viele kritische Stimmen aus den früheren Auseinandersetzungen – etwa von Peter Swales, Frank Sulloway, Frederick Crews, Frank Cioffi oder Patrick Mahony – präsentiert. Vor allem der Mitherausgeber Mikkel Borch-Jacobsen ist inzwischen zu einem der international bekanntesten Kritiker der Psychoanalyse geworden.<sup>27</sup> Geantwortet haben auf das »Livre noir« die französische Historikerin der Psychoanalyse, Elisabeth Roudinesco, sowie die Vertreter der Lacanianer um Jacques-Alain Miller.<sup>28</sup> Die öffentliche Debatte, die das »Schwarzbuch« für Wochen auf die französischen Sachbuch-Bestsellerlisten katapultierte, ist in den letzten Monaten erneut aufgeflammt; verursacht durch eine weitere Freud-Kritik, diesmal aus der Feder des populären französischen Philosophen Michel Onfray.<sup>29</sup> Dies rief wiederum auch die Freud-Verteidiger auf den Plan. Roudinesco fragte ein zweites Mal »Warum so viel Hass?« und bekam als Antwort mehr davon.<sup>30</sup>

22 Vgl. *Karl R. Popper*, *Wissenschaft: Vermutungen und Widerlegungen* (1957), in: *Vermutungen und Widerlegungen. Das Wachstum der wissenschaftlichen Erkenntnis. Karl Popper – Gesammelte Werke in deutscher Sprache*, hrsg. v. *Herbert Keuth*, Bd. 2, Tübingen 2009, S. 48–100. Vgl. für die einflussreichste Arbeit in der Nachfolge Poppers *Adolf Grünbaum*, *The Foundations of Psychoanalysis. A Philosophical Critique*, Berkeley, CA/Los Angeles etc. 1984.

23 Vgl. *Joan Nordquist* (Hrsg.), *Feminism and Psychoanalysis. A Bibliography*, Santa Cruz 2001, sowie die Analysen in: *Teresa Brennan* (Hrsg.), *Between Feminism and Psychoanalysis*, London/New York 1989; *Richard Feldstein/Judith Roof* (Hrsg.), *Feminism and Psychoanalysis*, Ithaca, NY/London 1989; *Rosalind Minsky*, *Psychoanalysis and Gender. An Introductory Reader*, London/New York 1996. Forrester hat diese Diskussion an anderer Stelle – zusammen mit Lisa Appignanesi – kritisch analysiert: *Lisa Appignanesi/John Forrester*, *Die Frauen Sigmund Freuds*, München/Leipzig 1994, S. 627–654.

24 *Frederick Crews*, *The Unknown Freud*, in: *The New York Review of Books* 40, 1993, S. 55–66. Vgl. dazu auch *ders.*, *The Memory Wars. Freud's Legacy in Dispute*, New York 1995.

25 Vgl. den Sammelband für die Ausstellung *Michael S. Roth* (Hrsg.), *Freud. Conflict and Culture*, New York 2000.

26 *Catherine Meyer/Mikkel Borch-Jacobsen* (Hrsg.), *Le livre noir de la psychanalyse. Vivre, penser et aller mieux sans Freud*, Paris 2005.

27 Er hatte sich schon früh unter anderem mit einer Kritik an Freuds Umgang mit Patienten hervergetan: *Mikkel Borch-Jacobsen*, *Remembering Anna O. A Century of Mystification*, London 1996.

28 *Elisabeth Roudinesco*, *Pourquoi tant de haine? Anatomie du livre noir de la psychanalyse*, Paris 2005; *Jacques-Alain Miller* (Hrsg.), *L'anti-livre noir de la psychanalyse*, Paris 2008.

29 *Michel Onfray*, *Le crépuscule d'une idole. L'affabulation freudienne*, Paris 2010 (dt.: *Anti Freud. Die Psychoanalyse wird entzaubert*, München 2011).

30 Roudinescos Intervention wurde in deutscher Sprache publiziert: *Elisabeth Roudinesco*, *Doch warum so viel Hass?*, 2., rev. Aufl., Wien 2011. Für die Antwort: *Michel Onfray*, *Réponse de*

Die ewige Wiederkehr des immer Gleichen, als welche die Kontroversen um Freud und die Psychoanalyse erscheinen, die sich über Länder- und Sprachgrenzen hinweg am Leben erhalten können, ist inzwischen selbst zum Symptom erhoben worden: Ein gerade publizierter Literaturbericht von Elisabeth Young-Bruehl und Murray Schwartz behauptet etwa, dass eine echte Geschichtsschreibung der Psychoanalyse nur eine »reflektierende Traumageschichte« sein könne, weil ihr Gegenstand, »die Psychoanalyse, vergleichbar einem traumatisierten Individuum, die Fähigkeit entwickeln muss, die Geschichte ihres Gruppentrauma[s] reflektierend zu erzählen.«<sup>31</sup> Zweifelsohne wäre dies eine Geschichtsschreibung, aus deren Zirkularität es kein Entrinnen mehr gäbe. Pointiert haben schon 2006 Lydia Marinelli und Andreas Mayer – auf deren Forschungen zurückzukommen sein wird – eine ganz andere, der Geschichtswissenschaft eher zuträgliche Haltung auf den Punkt gebracht: »›Forgetting Freud‹ denotes more a methodological stance, kind of a step back, a relaxed attitude combined with scholarly curiosity for questions that at first glance might seem to lie outside the realm of the historiography of psychoanalysis.«<sup>32</sup>

*Drittes Problem: Wie schreibt man die Geschichte der Psychoanalyse?*

Forresters Analyse der Psychoanalyse-Kritik hebt vor allem zwei problematische Aspekte hervor. Zum einen bemüht er sich, die Kritik am Umgang Freuds mit seinen Patienten und Patientinnen detailliert zurückzuweisen und die Tricks und Kurzschlüsse in den entsprechenden Argumentationen herauszuarbeiten (insbesondere S. 208–217). Zum anderen führt er die Einwände gegen die Wissenschaftlichkeit der Psychoanalyse – und dies paradigmatisch bei Adolf Grünbaum – auf einen klassischen Wissenschaftsbegriff zurück, der aus einer älteren Vorstellung von naturwissenschaftlicher Forschung gewonnen wurde und in der zeitgenössischen Wissenschaftsgeschichte kaum mehr Verwendung findet (S. 217–228). Dadurch ignoriere die Kritik in der Regel den spezifischen Status des psychoanalytischen Wissens. Für Forrester stellt die Psychoanalyse eine »legitimate extension of explanations we use in everyday life« (S. 230) dar. Um dieses Wissen zu beurteilen, müssten dessen Kritiker daher weniger zwischen wissenschaftlichen und nicht wissenschaftlichen Erklärungen unterscheiden, als vielmehr zwischen zutreffenden und nicht zutreffenden Alltagserklärungen.

Hier schleicht sich allerdings auch in Forresters historiografiekritische Analysen ein Moment der Zirkularität ein. Eine sinnvolle Beurteilung der Psychoanalyse ist für ihn nur unter einer Bedingung möglich: »And it has always seemed simple common sense to me that testing such psychoanalytic hypotheses by direct experience, by doing psychoanalysis, by lying on the couch, is what the good, solid, prudent empiricist would do« (S. 247f.). Das Studium der Psychoanalyse droht so an ihre eigenen Konzepte, Methoden und Annahmen gebunden zu bleiben. Und in der Tat: In kaum einem historiografischen Feld werden so viele Vermutungen darüber angestellt, wie sich eine Historikerin, ein Historiker zu ihrem/seinem Gegenstand verhält, ob er/sie Freud mag oder nicht mag, eine Analyse absolviert hat oder nicht. Diese Vermischung von Objekt- und Analyseebene radikalisiert die bei jedem historischen Gegenstand zu reflektierende Frage, mit welchem begrifflichen und methodischen Instrumentarium man diesen angemessen erfassen kann. Zweifelsohne liefert die Geschichte der Psychoanalyse viele Quellen etwa in Form von

---

Michel Onfray à Elisabeth Roudinesco, in: Edition les invites de Mediapart Contes de la folie ordinaire, 17.4.2010, einsehbar unter URL: <<http://blogs.mediapart.fr/edition/les-invites-de-mediapart/article/170410/reponse-de-michel-onfray-elisabeth-roudinesco>> [18.7.2012].

31 Elisabeth Young-Bruehl/Murray Schwartz, Warum die Psychoanalyse keine Geschichte hat, in: *Psyche* 65, 2011, S. 97–118, hier: S. 112.

32 Lydia Marinelli/Andreas Mayer, Forgetting Freud? For a New Historiography of Psychoanalysis, in: *Science in Context* 19, 2006, S. 1–13, hier: S. 11.

Selbstauskünften, in denen Psychoanalytiker und Psychoanalytikerinnen ihr eigenes Tun oder Unterlassen psychoanalytisch zu deuten versuchen. Wenn die entsprechende Geschichtsschreibung diese Haltung zum Gegenstand jedoch unkritisch übernimmt, verwickelt sie sich nicht nur in methodische Fallstricke. Vor allem bestätigt sie unter der Hand die Gültigkeit psychoanalytischer Theoreme, deren Entstehung und Wirkungsweise sie doch historisch zu untersuchen hat.

Psychoanalyse und Geschichtsschreibung haben in der Tat unterschiedliche Interessen, Vorgehensweisen und theoretische Vorannahmen. Jüngst hat Joan Scott erst wieder auf diese Inkommensurabilität hingewiesen, wobei sie sich aber überzeugt zeigt, dass die Psychoanalyse helfen kann, die Geschichtswissenschaft in ihren professionellen Gewissheiten zu erschüttern.<sup>33</sup> Gleichwohl fragt sich Scott bei dieser Gelegenheit nicht, wie man die Geschichte der Psychoanalyse historisch analysieren kann. Fraglos kann es nicht darum gehen, einen Kompetenzwettkampf über die Art und Weise auszurufen, mit der die Geschichte der Psychoanalyse ›richtig‹ – als wenn es darauf nur eine einzige Antwort gäbe – zu rekonstruieren wäre. Es kann in dem umkämpften Umfeld jedoch helfen, wenn die jeweiligen disziplinären Voraussetzungen klarer bestimmt werden, von denen aus man sinnvollerweise ein solches Unterfangen aufnimmt. Eine geschichtswissenschaftliche Erforschung der Psychoanalyse sollte, will sie in ihr gängige und für andere Themenbereiche anschlussfähige Erkenntnisse gewinnen, vor einer Befragung der Psychoanalysegeschichte mit psychoanalytischen Methoden und Theorien auf der Hut sein.

## II. NEUERE GESAMTGESCHICHTEN DER PSYCHOANALYSE

So zerklüftet und umkämpft das Feld der Psychoanalysegeschichte auch ist, es hat gleichwohl inzwischen einen Differenzierungsgrad erreicht, der es sinnvoll erscheinen lässt, Gesamtdarstellungen vorzulegen. Dabei wird man sicher den Zuschnitt klären müssen: Eine historische Rekonstruktion von – wie auch immer zu beschreibenden – Ideen, Theorien und Praktiken ist etwas anderes als eine Diffusions- und Popularisierungsgeschichte, die beschreibt, wie diese in die breitere Kultur oder gar über Länder- und Kulturgrenzen hinweg vordringen. Freuds 150. Geburtstag brachte 2006 auch in Deutschland wieder eine Reihe von neuen Freud-Biografien hervor, die allerdings in Detailtreue und argumentativer Kraft der immer noch maßgeblichen Freud-Biografie von Peter Gay nachstehen.<sup>34</sup> Es bleibt zudem fraglich, ob die Schwierigkeiten, die sich durch die problematische Stellung Freuds in der Historiografie, Bewegungspolitik und Erinnerungsdynamik der Psychoanalyse ergeben, in einer Biografie Freuds geklärt werden können. Wer eine Biografie Freuds schreibt, verfasst keine Geschichte der Psychoanalyse. Genau von dieser Erkenntnis geht George Makari in seinem Buch »Revolution in Mind. The Creation of Psychoanalysis« aus:

»Over time, Freud became the name for a whole community of seekers. Consequently, it has been difficult to discern the essential considerations that went into the making of psychoanalysis. They have often seemed to be only a question of one man's biography. By pulling back our focus from Freud, however, we find a new history emerging.«<sup>35</sup>

33 Scott, *The Incommensurability of Psychoanalysis and History*.

34 Peter Gay, *Freud. Eine Biographie für unsere Zeit*, Frankfurt am Main 1989. Als Neuerscheinungen sind vor allem zu nennen: *Micha Brumlik*, *Sigmund Freud. Der Denker des 20. Jahrhunderts*, Weinheim/Basel 2006; *Annette Meyhöfer*, *Eine Wissenschaft des Träumens. Sigmund Freud und seine Zeit*, Knaus Verlag, München 2006, 797 S., kart., 24,95 €; *Eva Weissweiler*, *Die Freuds. Biographie einer Familie*, Köln 2006.

35 George Makari, *Revolution in Mind. The Creation of Psychoanalysis*, HarperCollins Publishers, New York/London 2008, 624 S., geb., 32,50 \$, hier: S. 4.



Makariss Buch liefert eine zuverlässig recherchierte, detailliert und umfassend rekonstruierte sowie gekonnt geschriebene Geschichte der Psychoanalyse, die sich vornehmlich auf die Ideen, die intellektuellen Debatten und die Bewegungspolitik konzentriert. Kritisch anzumerken ist, dass die Studie mit ihrem Gegenstand klassisch umgeht: Freuds Ideen waren revolutionär, weil sie die menschliche Psyche und ihre Probleme in einer Weise beschrieben, wie dies vorher nicht möglich gewesen war. Dass Menschen eine Psyche haben, dass diese eine bestimmte Struktur aufweist und damit von Wissenschaftlern richtig oder falsch beschrieben werden kann – dies sind Annahmen, die Makari nicht hinterfragt.<sup>36</sup>

Eine zweite Gesamtdarstellung liefert der US-amerikanische Kulturhistoriker Eli Zaretsky mit seinem Buch »Freuds Jahrhundert«.<sup>37</sup> Den Einfluss der Psychoanalyse führt Zaretsky dabei auf die Tatsache zurück, dass sie die »erste große Theorie und Praxis des »persönlichen Lebens«« (S. 15) verkörpere, wobei er damit die »historisch spezifische Erfahrung der Singularität und Innerlichkeit« (S. 16) meint, die mit der »zweiten Moderne« am Beginn des 20. Jahrhunderts entstanden sei. Wie der Calvinismus die »erste Moderne« und das klassische Zeitalter des industriellen Kapitalismus eingeläutet habe, so sieht Zaretsky das Zeitalter des Fordismus und der Konsumwirtschaft durch die Psychoanalyse begleitet. Freuds Werk und die Psychoanalyse insgesamt als Ausdruck einer neuen Vorstellung von persönlichem Leben zu verhandeln, was im Übrigen bereits auf ältere Freud-Interpretationen etwa von Philip Rieff oder Ernest Gellner zurückgreift<sup>38</sup>, bringt Zaretsky eine ganze Reihe von Vorteilen ein. Es erlaubt ihm vor allem einen durchaus informativen und spannenden Überblick über Freuds Theorien. Die freudsche Vorstellung des Unbewussten und der Sexualität kann Zaretsky als echte Innovationen herausstellen, weil sie jeweils personalisierte, aus individueller Erfahrung entstandene Entitäten darstellten. Damit verbunden war eine Vorstellung des Selbst als »Produkt eines äußerst spezifischen und ortsgebundenen Entwicklungsprozesses, als getrieben von komplexen Motivationen, die nur im Kontext einer durch und durch persönlichen, nicht reproduzierbaren inneren Welt zu verstehen sind« (S. 62). Selbst die inneren Spaltungen der psychoanalytischen Bewegung interpretiert Zaretsky vor dem Hintergrund der Theorie des persönlichen Lebens, weil die Gegenspieler Freuds – vor allem Alfred Adler und C. G. Jung – hierzu rivalisierende Konzepte präsentiert hätten.

Zugleich produziert diese Sicht auf die Psychoanalyse aber auch Probleme und blinde Flecken: Freud und die Psychoanalyse werden damit in eine soziologische Modernisierungstheorie aus Entfamilisierung, Individualisierung und Lebensstilpluralisierung gepresst. Daher kann diese Studie die gesellschaftliche Bedeutung der Psychoanalyse nur durch den Rekurs auf Großtheorien und -prozesse behaupten. Die Wege ihres Eindringens in die Gesellschaften des frühen 20. Jahrhunderts – ihre transnationale Rezeptions-, Popularisierungs-, Wirkungs- und Praxisgeschichte – werden selbst nicht historisch analysiert, sondern mithilfe allgemeiner Aussagen über Modernisierungsprozesse als bereits geklärt ausgewiesen. Auch bleibt weitgehend unklar, welches Verhältnis zwischen Wis-

36 Vgl. für die hier notwendige Historisierung *Gerd Jüttemann* (Hrsg.), *Die Geschichtlichkeit des Seelischen. Der historische Zugang zum Gegenstand der Psychologie*, Weinheim / Basel 1986; *Wilhelm Brüggen/Klaus-J. Lindstedt/Georg Schneider* (Hrsg.), *Die Modernisierung des psychischen Apparats. Seelische Strukturen im kulturellen Wandel*, Frankfurt am Main 2009. Auch in der neueren neurowissenschaftlichen Forschung werden Fragen nach der kulturellen (und damit historischen) Gebundenheit der Psyche verstärkt diskutiert: *Chiyoko Kobayashi Frank/Elise Temple*, *Cultural Effects on the Neural Basis of Theory of Mind*, in: *Juan Y. Chiao* (Hrsg.), *Cultural Neuroscience. Cultural Influences on Brain Function*, New York 2009, S. 213–223.

37 *Eli Zaretsky*, *Freuds Jahrhundert. Die Geschichte der Psychoanalyse*, Wien 2004.

38 *Philip Rieff*, *Freud. The Mind of the Moralizer*, London 1958; *ders.*, *The Triumph of the Therapeutic. Uses of Faith After Freud*, New York 1966; *Gellner*, *The Psychoanalytical Movement*.

sens- und Sozialgeschichte hier eigentlich angenommen wird: Spiegelt die Psychoanalyse den modernen Wandel wider oder bedingte sie ihn?

Die beiden Gesamtdarstellungen von Makari und Zaretsky sind also konzeptionell, methodisch und historiografisch ganz unterschiedlich angelegt.<sup>39</sup> Gleichwohl merkt man beiden Werken an, dass sie für ein amerikanisches Publikum geschrieben wurden. Beide funktionieren als später Reflex auf die US-amerikanischen Auseinandersetzungen um Freud und damit auch als historisierende Verteidigungsschriften der Psychoanalyse.<sup>40</sup> Bei Makari bemerkt man die Involviertheit in die Kontroversen daran, dass er seinem Publikum erklären möchte, dass die Psychoanalyse einer vielschichtigen, untergegangenen und vergessenen Kultur Europas entstammt: »With the rich tapestry of Mittel Europa [sic] shredded and Germany in ruins, it became simpler to imagine that one immortal figure was responsible for this strange new mode of understanding, whether it was a science or a massive hoax« (S. 3). Dass beide Autoren Geschichten der Psychoanalyse vorlegen konnten, ohne offenkundig über substanzielle Deutschkenntnisse zu verfügen, sagt zudem viel über die Anglizierung der Psychoanalyse aus. Dies ist aber gerade in diesem Fall keine Petitesse, da »The Standard Edition of the Complete Psychological Works of Sigmund Freud« in der Übersetzung von James und Alix Strachey, die in enger Zusammenarbeit mit Sigmund und Anna Freud entstand, bewusst mit einer ideologischen Zielrichtung erstellt wurde, nämlich einer Verwissenschaftlichung des sprachlich komplexen Ursprungswerks.<sup>41</sup> Sprache und Übersetzung waren – wie auch Geschichtsschreibung – schon immer Teil der Bewegungspolitik.

Bei Zaretsky hingegen ist die amerikanische Ausrichtung seiner Modernisierungstheorie bemerkenswert, scheint er doch auch die mitteleuropäischen Gesellschaften des frühen 20. Jahrhunderts durch die amerikanische Brille zu sehen: So werden die durchaus vorhandenen Tendenzen des Fordismus und der Konsumkultur im Europa des frühen 20. Jahrhunderts größer und bedeutender als sie tatsächlich waren.<sup>42</sup> Andere mitteleuropäische Anknüpfungspunkte an Mesmerismus, Hypnosetherapien, Okkultismus, Lebens- und Sexualreform verblassen dagegen.<sup>43</sup> Am Schluss seiner Darstellung lässt Zaretsky das psychoanalytische Jahrhundert seit den 1970er Jahren in die US-amerikanische Identitätspolitik und in kultur- wie literaturwissenschaftlichen Debatten auslaufen, während sie – seiner Meinung nach – in der medizinischen Praxis im Zeitalter von Psychopharmaka kaum mehr eine Rolle spiele. Das ist – auch im Vergleich zu Makari – eine bemerkens-

39 Es wurde eine weitere Gesamtdarstellung publiziert, die hier jedoch nicht behandelt wird: *Joseph Schwartz*, *Cassandra's Daughter. A History of Psychoanalysis*, New York/London 1999.

40 Dass das keineswegs unbegründet war, sieht man an einigen Rezensionen in US-amerikanischen Leitmedien, so zum Beispiel: *Daphne Merkin*, »Secrets of the Soul«. Is Psychoanalysis Science or is It Toast?, in: *The New York Times*, 5.9.2004.

41 Vgl. zur Übersetzungsproblematik *Riccardo Steiner*, *A World Wide International Trade Mark of Genuineness. Some Observations on the History of the English Translation of the Work of Sigmund Freud. Focusing Mainly on His Technical Terms*, in: *International Review of Psychoanalysis* 14, 1987, S. 33–102; *Darius G. Ornston* (Hrsg.), *Translating Freud*, New Haven, CT/London 1992; *Georges-Arthur Goldschmidt*, *Als Freud das Meer sah. Freud und die deutsche Sprache*, Zürich 1999.

42 Für den Versuch, das 20. Jahrhundert als Zeitalter des Fordismus zu lesen, vgl. das entsprechende Themenheft der *Zeithistorischen Forschungen* 6, 2009, H. 2, einsehbar unter URL: <<http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Inhalt-2-2009>> [18.7.2012].

43 Vgl. zu diesen vielschichtigen Verbindungen *Heinz Schott*, *Fluidum – Suggestion – Übertragung. Zum Verhältnis von Mesmerismus, Hypnose und Psychoanalyse*, in: *Jean Clair/Cathrin Pichler/Wolfgang Pircher* (Hrsg.), *Wunderblock. Eine Geschichte der modernen Seele*, Wien 1989, S. 85–95; *Boas Neumann*, *Psychoanalyse und Hypnose in der Weimarer Republik*, in: *Tel Aviver Jahrbuch für Deutsche Geschichte* 32, 2004, S. 107–134; *Steffen Böhm/Philip Jaeger/Alexander Krex* u. a., *Verdrängte Ursprünge. Skizze einer langen Liaison zwischen Hypnose, Okkultismus und Psychoanalyse*, in: *Jahrbuch für Universitätsgeschichte* 12, 2009, S. 13–39.

werte Reduzierung der Psychoanalyse auf eine Kulturtheorie.<sup>44</sup> Beide Untersuchungen verwenden – und das ist wohl ihr Hauptmanko – ähnliche, klassische Vorstellungen von einer Theorie und ihrem Gegenstand. Bei Makari ist die menschliche Psyche einfach vorhanden und kann dann von Freud in ihrer Struktur kongenial erklärt werden. Bei Zaretsky hat das Objekt – das persönliche Leben, die Innerlichkeit – zwar nicht schon immer existiert, aber es hat sich in anderen, grundlegenden Prozessen der Modernisierung herausgebildet. Während Makari sich als klassischer Ideenhistoriker die entscheidende Frage nach den Entstehungsbedingungen jener Objekte, die Intellektuelle dann in ihren Theorien zu beschreiben versuchen, gar nicht mehr stellt, verweist Zaretsky auf ein Außen der Theorie: Für ihn schafft der Wandel der sozialen und ökonomischen Welt – und hier insbesondere die Entstehung der kapitalistischen Ordnung – neue Lebensformen, die dann von Freud in eine Theorie gebannt werden konnten. Hintersinnigerweise unterschätzen sie damit beide das psychoanalytische Wissen, das sie explizit ja für (zumindest phasenweise) einflussreich erklären. Dagegen sollte sich die weitere Forschung viel stärker mit den sozialen Logiken des psychoanalytischen Wissens beschäftigen. Um welche Art von Wissen handelte es sich? Wie entstand es? Was brauchte es, damit es relevant sein konnte? Welche Effekte besaß es? Wie änderte es die Selbstwahrnehmungs- und Selbstbeschreibungsmodi? Konstruktivistische und wissenstheoretische Fragestellungen, die sich mit den Entstehungsbedingungen von modernen Selbsttechnologien beschäftigen, gilt es also fruchtbar zu machen.

### III. WISSENSCHAFTS- UND WISSENSHISTORISCHE FORSCHUNGEN ZUR PSYCHOANALYSE

Seit einigen Jahren existiert eine wissenschaftshistorisch informierte Forschung, die zu vielen neuen Erkenntnissen und Einsichten über die frühe Phase der Geschichte der Psychoanalyse geführt hat. Diese »New Freud Studies« haben zudem eine veränderte Sicht auf den Begründer der Psychoanalyse herbeigeführt, der nun viel nüchterner historisch eingeordnet wird.<sup>45</sup> So legte etwa der Wissenschaftshistoriker Andreas Mayer mit seiner Studie »Mikroskopie der Psyche« eine neuartige Herleitung der freudschen Psychoanalyse-Technik aus der Tradition der Hypnose vor.<sup>46</sup> Mayer geht dabei nicht ideen- oder wissenschaftsgeschichtlich im klassischen Sinne vor, sondern betont – unter anderem mit dem Rückgriff auf Bruno Latour – die Bedeutung von materiellen, räumlichen und medialen Aspekten in der Genealogie des psychoanalytischen Settings. Während vor allem mit der oft als revolutionär gefeierten freudschen Selbstanalyse der konzeptionelle Bruch zwischen der älteren Hypnoseforschung und der Psychoanalyse in der Thematisierung und Sichtbarmachung des Unbewussten betont wird, möchte Mayer die Kontinuitätslinien herausarbeiten. Diese wurden lange ignoriert, insbesondere, um den wissenschaftlichen Status der Psychoanalyse nicht durch eine Verbindung mit der umstrittenen Hypnoseforschung des 19. Jahrhunderts zu desavouieren. Mayer zeigt jedoch, dass diese Forschung

44 Die kulturtheoretische Erweiterung beziehungsweise Umdeutung begann keineswegs erst nachträglich, sondern ergab sich aus der Entwicklungsdynamik von Freuds Interessen und den Spannungen innerhalb der psychoanalytischen Bewegung. Insbesondere die Versuche, psychoanalytische Vorstellungen jenseits des aus der therapeutischen Praxis gewonnenen Materials durch Symbolanalysen aus verschiedenen kulturellen Kontexten zu erhärten, waren hierbei wichtig. Vgl. für eine frühe Darstellung etwa *Otto Rank/Hanns Sachs*, *Die Bedeutung der Psychoanalyse für die Geisteswissenschaften*, Wiesbaden 1913.

45 *John C. Burnham*, *The »New Freud Studies«. A Historiographical Shift*, in: *The Journal of the Historical Society* 6, 2006, S. 213–233.

46 *Andreas Mayer*, *Mikroskopie der Psyche. Die Anfänge der Psychoanalyse im Hypnose-Labor*, Göttingen 2002.

durchaus wissenschaftliche Ziele verfolgte, vor allem in dem Versuch, mit dem in der Hypnose gewonnenen Wissen eine Experimentalwissenschaft zu begründen.

Durch seinen Rückgriff auf die materielle Kultur kann Mayer demonstrieren, wie wichtig für diese experimentelle Hypnoseforschung die jeweiligen Hypnosekulturen waren, in die sie eingebunden blieben. Die berühmte Pariser Klinik Salpêtrière mit dem Chefarzt Jean-Martin Charcot zeichnete sich etwa durch eine klinische Demonstrationspraxis aus, die zur möglichst objektiven Sichtbarmachung von vor allem hysterischen Symptomen visuell-grafische Techniken (neben verschiedenen Konservierungs- und Archivierungsformen) einsetzte, mit denen die Simulation der – meist weiblichen – Patienten ausgeschlossen werden sollte. Wurden die Salpêtrière-Patientinnen damit zu einer Art Reflexmaschine degradiert, deren Willen man vermeintlich aus der Experimentalanordnung wegrationalisiert hatte, so wurde die Objektivierbarkeit der hypnotischen Zustände vor allem durch die psychiatrische Klinik als Ort abgesichert. Wie schwierig sich die Übertragung von Techniken aus einer Hypnosekultur in eine andere gestaltete, musste, laut Mayer, Freud feststellen, als er die Forschungen der Salpêtrière in Wien verbreiten wollte. In seiner Privatpraxis konnte er wichtige Voraussetzungen der Pariser Hypnosekultur nicht reproduzieren. Gerade in der Frühphase besuchte Freud die Patienten zu Hause, sodass er kein stabiles Experimentalsetting herstellen konnte. Auch verbat ihm der oft höhere soziale Status seiner zahlenden Patienten und Patientinnen, sie zu bloßen Reflexmaschinen in einer Demonstrationspraxis zu degradieren. Zusammen mit Josef Breuer wählte er daher in den »Studien zur Hysterie« (1895) eine andere Präsentationsform: die Fallgeschichte.<sup>47</sup> Zugleich begann Freud, sich von den Hypnosetechniken zu lösen und eine »talking cure« zu entwickeln, die allein auf die verbalisierte Selbstbeobachtung und das freie Assoziieren der Patientinnen und Patienten vertraute.

Parallel kam es um den Schweizer Psychiater August Forel und seine »Zeitschrift für Hypnotismus« zu anders gelagerten Bemühungen, die französische Hypnose- und Suggestionforschung in Privatpraxen zu überführen. In diesem neuen Setting, das durch ein besonderes materielles Arrangement des Behandlungszimmers die Behaglichkeit des Patienten steigern und damit den hypnotischen Zustand verstärken sollte, wurde ebenfalls vornehmlich auf die Verbalität Wert gelegt. Zugleich sollte der Arzt die Hypnose auch auf sich selbst anwenden, um so die Patientenberichte objektiver beurteilen zu können. Mayer zeigt nun, wie sich Freuds Methoden der Bearbeitung des Unbewussten allmählich aus diesen unterschiedlichen Entwicklungen und Ansätzen herauschälten. Zunächst verwandte er Lese- und Schreibtechniken für eine Selbstanalyse von Träumen, die seine Leser auch unabhängig von einer therapeutischen Institution an sich selbst nachvollziehen können sollten. Erst in einem zweiten Schritt entwickelte er das therapeutische Setting der Couch.<sup>48</sup> Durch seine genaue Rekonstruktion kann Mayer demonstrieren, dass die freudsche Innovation gerade kein Resultat einer glorreichen und mutigen Selbstanalyse darstellte, sondern das Produkt einer schrittweisen Loslösung aus der Hypnose-Vergan-

47 *Josef Breuer/Sigmund Freud*, Studien über Hysterie, Frankfurt am Main 2000. Zur Vorgeschichte der Fallgeschichte und ihrer ersten Anwendung durch Freud vgl. *Stephanie Kiceluk*, The Patient as Sign and Story. Disease Pictures, Life Histories, and the First Psychoanalytic Case History, in: *Journal of Clinical Psychoanalysis* 1, 1992, S. 333–368, sowie für grundlegende Überlegungen in: *John Forrester*, If p, then what? Thinking in Cases, in: *History of the Human Sciences* 9, 1996, S. 1–25.

48 Wie wichtig für dessen Verständnis gerade die räumlich-materielle Anordnung des Settings ist, zeigt Mayer auch an anderer Stelle: *Andreas Mayer*, Zur Genealogie des psychoanalytischen Settings, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 14, 2003, S. 11–42. Vgl. dazu auch *Uffa Jensen*, Die Couch, in: *Alexa Geisthövel/Habbo Knoch* (Hrsg.), Orte der Moderne. Erfahrungswelten des 19. und 20. Jahrhunderts, Frankfurt am Main/New York 2005, S. 345–354.

genheit. Zentral war dabei das produktive Scheitern Freuds, der sein eigentliches Ziel verfehlte: die klinischen Bedingungen der Pariser Salpêtrière in Wien zu reproduzieren.

Durch seine besondere Aufmerksamkeit für die technisch-materiellen Aspekte dieser Neuerung kann Mayer zudem deutlich herausarbeiten, dass die Erzähltechnik auf der Couch niemals das alleinige Verfahren der Psychoanalyse darstellte, ja dass sie zeitlich nach der Traumdeutungsmethode entstand. Um diese erste Innovation geht es in einem weiteren Buch, das Mayer zusammen mit der 2008 verstorbenen Leiterin der wissenschaftlichen Abteilung des Sigmund Freud Museums Wien, Lydia Marinelli, verfasst hat.<sup>49</sup> Mayer hat »Träume nach Freud« als Band in einer Trilogie mit den Arbeiten von Marinelli neu herausgegeben, die sich alle auf innovative Weise mit der Geschichte der Psychoanalyse beschäftigen.<sup>50</sup> In ihrem gemeinsamen Werk entwerfen die beiden Wissenschaftshistoriker eine neue Perspektive auf Freuds wohl berühmtestes Buch: »Die Traumdeutung« von 1899/1900. Das Werk, das zu Freuds Lebzeiten acht verschiedene und teilweise stark veränderte Auflagen erlebte, wurde bisher noch nicht in seiner werkgeschichtlichen Dimension untersucht, sodass erst jetzt offenkundig wird, dass Freuds erste Leser direkt auf den Inhalt der Neuauflagen Einfluss nahmen, indem ihre Kommentare, Hinweise oder Kritik in den Text einfließen. Marinelli und Mayer argumentieren mit dieser Infragestellung der Autorenschaft auch gegen die Konzentration der Forschung auf Freud. Sie zeigen, wie sehr Freuds Buch, das dem Publikum mittels der Deutung von Träumen eine neue Form von Selbstbeobachtung vermitteln sollte, von Beginn an auf einen »anderen« zugeschnitten war. Zunächst war Wilhelm Fliess dieser »andere«, mit dem Freud – in Briefform – seine Erkenntnisse testete.<sup>51</sup> Später nahmen diese Position einzelne kritische Leser wie Heinrich Gomperz, Eugen Bleuler und C. G. Jung ein, wobei es nicht unerheblich war, dass das Lesen des Buchs offensichtlich nicht ausreichte, um die darin präsentierte Deutungstechnik zu erlernen; der Kontakt zu und die Unterweisung durch Freud blieben nötig.

Gleichzeitig entstanden umfassendere Deutungskulturen um das Buch herum: »Eine nichtärztliche Interpretationskultur bildete sich in den Jahren nach dem Erscheinen der »Traumdeutung« heraus, in der sich Alltagspsychologie, Salonkultur und spielerische Selbstdeutungen vermischten« (S. 33). Wie sich etwa die Deutungskulturen in Wien und Zürich – die zunächst bedeutsamsten – durch ihre jeweiligen klinischen Ausrichtungen unterschieden, arbeiten die Autoren sehr genau heraus. Besonders die Wiener Deutungskultur wurde dabei zu einer theoretischen Herausforderung, kam es doch im ersten Jahrzehnt nach dem Erscheinen der »Traumdeutung« immer stärker zu »looping effects«.<sup>52</sup> Wegen des steigenden Bekanntheitsgrads hatten neue Patienten die »Traumdeutung« nicht nur gelesen, sie konnten sich selbst bereits in dem entsprechenden Idiom beschreiben und gelegentlich träumten sie sogar schon entsprechende Träume. Mit ihren zu perfekten Selbstdeutungen drohten sie die Wirkung der psychoanalytischen Diagnostik und Therapie zu schmälern oder gar zu verhindern. Die daraus entstehenden Aporien führten zu Spannungen in der noch jungen Bewegung. Während etwa Wilhelm Stekel – einer der

49 Lydia Marinelli/Andreas Mayer, *Träume nach Freud. Die »Traumdeutung« und die Geschichte der psychoanalytischen Bewegung*, 2., durchges. Aufl., Wien 2009. Vgl. dazu auch Lydia Marinelli/Andreas Mayer (Hrsg.), *Die Lesbarkeit der Träume. Zur Geschichte von Freuds »Traumdeutung«*, Frankfurt am Main 2000.

50 Für die beiden weiteren Bände: Lydia Marinelli, *Tricks der Evidenz. Zur Geschichte psychoanalytischer Medien*, Wien 2009; *dies.*, *Psyches Kanon. Zur Publikationsgeschichte rund um den Internationalen Psychoanalytischen Verlag*, Wien 2009.

51 Michael Schröter, *Freud und Fließ im wissenschaftlichen Gespräch. Das Neurasthenieprojekt von 1893*, in: *Jahrbuch der Psychoanalyse* 22, 1988, S. 141–183.

52 Vgl. zu diesem Problem Ian Hacking, *The Looping Effects of Human Kinds*, in: Dan Sperber/David Premack/Ann J. Premack (Hrsg.), *Causal Cognition. A Multidisciplinary Debate*, Oxford 1995, S. 351–394.

ersten Freud-Schüler – für eine Abschottung der Patienten von der Lektüre plädierte, verschob Freud mit der Einführung des Gegenwusch-Konzepts das Problem auf das Feld der Theorie. Wer zu perfekt träume oder aufgrund seines Kenntnisreichtums jede Traumdeutung durch den Analytiker verunmögliche, dessen Wunsch sei es, dass der Analytiker – beziehungsweise in letzter Konsequenz Freud selber – Unrecht habe. Das Prinzip der Wunscherfüllung, das jedem Traum zugrunde lag, hatte demnach Bestand.

Das Label »New Freud Studies«, das unter anderem Mayer und Marinelli verliehen wurde, ist in vielerlei Hinsicht berechtigt. Es gelingt ihnen, die älteren Ansätze der Freud-Biografie und -Kritik hinter sich zu lassen und einen differenzierten und nüchternen Blick auf dessen Innovationen zu werfen. Obwohl sie Freud dabei in zahllose Kontexte der Hypnoseforschung, der Bewegungsgeschichte, der Buch- und Verlagsgeschichte, der Lese- und Rezeptionsgeschichte einordnen und somit auch der bisherigen Historiografie ihren überkommenen Biografismus berauben können, geht es ihnen letztlich doch um eine bessere Freud-Forschung, die sie für den entscheidenden Kern der Psychoanalysegeschichte halten. In vielerlei Hinsicht wird diese Ausrichtung der »New Freud Studies« von Sarah Winter in »Freud and the Institution of Psychoanalytic Knowledge« geteilt.<sup>53</sup> Darin fragt sie sich, warum Freuds Ideen in vielen Gesellschaften und Kulturen – und in diesem Fall vor allem in den Vereinigten Staaten – zunehmend als alternativlos erschienen, und hält dies für einen Effekt spezifischer Strategien, mit denen Freud die Institutionalisierung der Psychoanalyse betrieb. Mit diesen Strategien reagierte Freud laut Winter auf die mangelnde universitäre Verankerung der psychoanalytischen Bewegung, die in den ersten Jahren scheiterte (und auch später zumindest prekär blieb).

Zunächst war Freuds Verwendung von Wissensbeständen aus der klassischen Antike bedeutsam, etwa in seinen Begriffen oder Metaphern.<sup>54</sup> Dadurch zielten seine Theorien nicht nur auf den Bildungshorizont der Mittelschichten in der deutschsprachigen und europäischen Welt; zugleich behauptete er damit die kulturelle Kontinuität und Universalität des psychoanalytischen Wissens, von dem letztlich schon die antike Welt gewusst habe. Wie Winter außerdem herausarbeitet, bemühte sich Freud, seine professionelle Bewegung in einem komplexen Konkurrenzfeld aus verschiedenen bereits etablierten Forschungsdisziplinen wie (empirischer) Psychologie, Psychiatrie, Neurologie oder Medizin zu profilieren, indem er diesen gegenüber einen besonderen Wissensvorsprung der Psychoanalyse behauptete. Winter fügt jedoch ihrer Diskussion der freudschen Institutionalisierungsstrategien noch eine weitere, populäre hinzu und konzentriert sich dabei auf die kulturtheoretischen Überlegungen Freuds, die von einer an der psychoanalytischen Theorie interessierten Geschichtsschreibung häufig eher vernachlässigt werden.<sup>55</sup> Freud erweiterte

53 Sarah Winter, *Freud and the Institution of Psychoanalytic Knowledge*, Stanford, CA 1999.

54 Vgl. dazu auch Lydia Marinelli (Hrsg.), »Meine ... alten und dreckigen Götter«. Aus Sigmund Freuds Sammlung. Katalog zur Ausstellung, Wien 1998, sowie Stephen Barker (Hrsg.), *Excavations and Their Objects. Freud's Collection of Antiquity*, Albany, NY 1996; Richard H. Armstrong, *A Compulsion for Antiquity. Freud and the Ancient World*, Ithaca, NY 2005. Freud war ein enthusiastischer Sammler von antiken Schätzen, die er unter anderem auch in seinem Behandlungszimmer aufstellte, das nicht zuletzt deshalb wie ein »archäologisches Kabinett« wirkte. Andreas Mayer, *Objektwelten des Unbewußten. Fakten und Fetische in Charcots Museum und Freuds Behandlungspraxis*, in: Anke te Heesen/E. C. Spary (Hrsg.), *Sammeln als Wissen. Das Sammeln und seine wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung*, Göttingen 2001, S. 169–198, sowie für das Zitat: Muriel Gardiner (Hrsg.), *Der Wolfsmann vom Wolfsmann. Sigmund Freuds berühmtester Fall*, Frankfurt am Main 1972, S. 174.

55 In der Regel werden darunter die späteren Arbeiten Freuds verstanden: *Sigmund Freud*, Totem und Tabu (1913), GW, Bd. 9, London 1940; *ders.*, Massenpsychologie und Ich-Analyse (1921), in: GW, Bd. 13, London 1940, S. 71–161; *ders.*, Die Zukunft einer Illusion (1927), in: GW, Bd. 14, London 1948, S. 323–380; *ders.*, Das Unbehagen in der Kultur (1930), in: ebd., S. 419–506; *ders.*, Der Mann Moses und die monotheistische Religion, in: GW, Bd. 16, London 1950,

hierdurch das Erklärungspotenzial psychoanalytischen Wissens und damit dessen Zuständigkeitsbereich, etwa auf Gebiete der Pädagogik, der Religion, der Politik oder der Kunst und Literatur. Es erscheint von hier aus auch erklärlich, warum Freud seine Überlegungen in einem »disciplinary imperialism« (S. 209) auch auf die Untersuchungsgebiete der Ethnologie und der Soziologie ausdehnte. Nur mit der Psychoanalyse ließen sich – so das Argument – die tiefen mentalen Strukturen, die jenseits kultureller und soziologischer Unterschiede universelle Eigenschaften der *conditio humana* darstellten, thematisieren und analysieren.

Die Effekte, die Freud mit seinen antiken Bildungsanleihen, seiner Universalisierungsstrategie, seiner Professionalisierungs- und Popularisierungspolitik sowie seinem disziplinären Imperialismus auslöste, waren womöglich gar nicht intendiert. Zwar entstand eine internationale und populäre psychoanalytische Bewegung, die die Geschichte des 20. Jahrhunderts mitprägte; gleichwohl folgte daraus nur selten die erstrebte universitäre Verankerung und auch der wissenschaftliche Status des psychoanalytischen Wissens blieb stets umstritten. Jedoch gelang es Freud – so lässt sich mit Winter besser verstehen –, psychoanalytische Wissensbestände in nahezu jeden Bereich kulturtheoretischer Forschung einzuschleusen. Zwar mag ihm die Usurpation der Nachbardisziplinen wie Ethnologie, Soziologie, Religionssoziologie, Literaturwissenschaft und anderer nicht gelungen sein, los sind diese den Usurpator jedoch kaum geworden. Winters Buch gelingt es überzeugend, einen ungewöhnlichen roten Faden durch Freuds Werke zu legen, indem sie die wissenschafts- und institutionspolitischen Strategien Freuds ins Zentrum stellt. Vieles daran ist bedenkenswert und gut dokumentiert. Gleichwohl klingt es letztlich so überzeugend, wie Verschwörungstheorien eben klingen können. Winter radikalisiert damit eine Tendenz, die die »New Freud Studies« von der älteren Forschung geerbt haben: die Fixierung auf Freud. Zweifelsohne kann man keine Geschichte der Psychoanalyse ohne ihren Gründungsvater schreiben; aber ihr Ergebnis – die internationale Wirkungsmacht der Psychoanalyse – wird man zugleich kaum auf Freud allein zurückführen oder auch nur mit ihm untersuchen können. Winter macht ihn zum Übervater seiner Kreation, dessen Cleverness letztlich die Erfolgsgeschichte der Psychoanalyse ermöglichte. Damit wird Freud in seinen Strategieversuchen, trotz aller ihrer intellektuellen Bedeutung und ihrer sicherlich zu konstatierenden Wirkung, nicht nur überschätzt. Er wird auch ein Opfer eben jener Rationalisierung, die Winter seinem Wissenschaftsethos unterstellt: Freud erscheint so als der nüchterne und gewiefte Taktiker, der bewusster handelte, als es Menschen seiner Meinung nach möglich war. Diese optimistische Freud-Sicht muss zu vieles an seinem Kulturpessimismus, seiner irrationalen Personalpolitik, seinen theoretischen Kehrtwenden, seinen okkulten Interessen glätten, um stimmig zu erscheinen.

#### IV. DIE PSYCHOANALYSE ALS THERAPIE

Psychoanalytisches Wissen entwickelte sich in einem (psycho)therapeutischen Praxisfeld, dessen Formierung es zugleich ermöglichte; es war zunächst für dieses gedacht und blieb im 20. Jahrhundert (in durchaus schwankendem Ausmaß) an dieses gebunden. Dieses Feld galt es von etablierten Professionen, insbesondere der Psychiatrie, abzugrenzen. Zwei neuere Studien – Cornelia Brinks Buch über die deutsche Psychiatrie sowie Hans Jakob Ritters Arbeit über die schweizerische Psychiatrie und die Bedeutung der Eugenik – demonstrieren (allerdings eher beiläufig), wie wenig Einfluss psychoanalytisches Wissen auf die psychiatrischen Institutionen und ihre zentralen Aufgabengebiete insbesondere im

---

S. 101–246. Zur Bedeutung der Kulturtheorie in der frühen Psychoanalyse vgl. auch *Louis Rose*, *The Freudian Calling. Early Viennese Psychoanalysis and the Pursuit of Cultural Science*, Detroit 1998.

deutschsprachigen Raum und vor allem im frühen 20. Jahrhundert besaß.<sup>56</sup> Bei Brink wird dabei deutlich, dass psychoanalytisches Wissen die psychiatrischen Institutionen erst spät erreichte beziehungsweise dass der dortige Widerstand dagegen groß und ausdauernd war. Im Gegensatz zu den USA, wo sich die Psychiatrie bereits viel früher offen für die Psychoanalyse gezeigt hatte, stieß sie in deutschen Anstalten selbst in den 1950er und 1960er Jahren immer noch auf große Skepsis, obwohl andere psychotherapeutische Methoden zunehmend Akzeptanz fanden. Erst gegen Ende der 1960er Jahre begann man im Umfeld der Psychiatriekritik und dann insbesondere in der Heidelberger Universitätspsychiatrie, mit psychoanalytisch orientierten Therapieformen zu arbeiten.<sup>57</sup> Ein Eindringen in psychiatrische Anstalten und Institutionen schien daher für weite Abschnitte des 20. Jahrhunderts unrealistisch; die Psychoanalytiker und Psychoanalytikerinnen hatten sich – in den verschiedenen Gesellschaften unterschiedlich lang, aber fast überall schwerpunktmäßig – auf die Arbeit mit Privatpatienten und -patientinnen in Privatpraxen zu konzentrieren.

Grundsätzlich ist es eine banale, aber oft missachtete Feststellung, dass die Psychoanalyse kein reines Theoriegebäude darstellt. Viele Kritiker haben sich die Karikatur der Psychoanalyse leicht gemacht, indem sie manche ihrer Annahmen ins Lächerliche zogen. Regelmäßig ignorierten sie dabei jedoch den komplexen Wissensstatus dieser Vorstellungen, die – sicherlich auf eine nachträglich schwer verifizierbare Weise – aus der therapeutischen Interaktion mit Patientinnen und Patienten gewonnen wurden. Bei der Lektüre von Freuds berühmten Fallgeschichten (neben den erwähnten »Studien zur Hysterie«: »Dora«<sup>58</sup>, der »Rattenmann«<sup>59</sup>, der »kleine Hans«<sup>60</sup> und der »Wolfsmann«<sup>61</sup>) kann man noch heute nachempfinden, welche Suggestionskraft diesem Theoriebildungsprozess innewohnte und wie diffizil dessen historische Beurteilung ist. Zugleich ist die Geschichte der psychotherapeutischen Praxis inzwischen selbst zu einem historischen Untersuchungsgebiet geworden, das sich im Laufe des 20. Jahrhunderts immer weiter ausdifferenziert hat.<sup>62</sup> Obwohl in der Regel betont wird, wie vielschichtig sich das Feld gerade in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entwickelte, wird der Ursprung des psychotherapeutischen Felds noch oft allein Freud zugeschrieben.

56 *Cornelia Brink*, Grenzen der Anstalt. Psychiatrie und Gesellschaft in Deutschland 1860–1980 (Moderne Zeit. Neue Forschungen zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Bd. 20), Wallstein Verlag, Göttingen 2010, 551 S., geb., 46,00 €; *Hans Jakob Ritter*, Psychiatrie und Eugenik. Zur Ausprägung eugenischer Denk- und Handlungsmuster in der schweizerischen Psychiatrie 1850–1950, Chronos Verlag, Zürich 2009, 439 S., kart., 35,00 €.

57 Vgl. zur Psychiatriekritik auch *Cornelia Brink*, (Anti-)Psychiatrie und Politik. Über das Sozialistische Patientenkollektiv Heidelberg, in: *Richard Faber/Erhard Stöltzing* (Hrsg.), Die Phantasia an die Macht? 1968 – Versuch einer Bilanz, Berlin 2002, S. 125–156.

58 *Sigmund Freud*, Bruchstücke einer Hysterie-Analyse (1905), in: GW, Bd. 5, London 1942, S. 161–286.

59 *Ders.*, Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose (1909), in: GW, Bd. 7, London 1941, S. 379–463.

60 *Ders.*, Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben (1909), in: ebd., S. 241–377.

61 *Ders.*, Aus der Geschichte einer infantilen Neurose (1918), in: GW, Bd. 12, London 1947, S. 27–157.

62 Die entsprechende Literatur weist – wie auch Teile der Geschichtsschreibung zur Psychoanalyse – einen ausgeprägten Fokus auf die US-amerikanische Entwicklung auf: *Eric Caplan*, Mind Games. American Culture and the Birth of Psychotherapy, Berkeley, CA 1998; *Eva S. Moskowitz*, In Therapy We Trust. America's Obsession with Self-fulfillment, Baltimore 2001. Vgl. aber auch *Sabine Maasen*, Genealogie der Unmoral. Zur Therapeutisierung sexueller Selbste, Frankfurt am Main 1997; *Thomas Müller* (Hrsg.), Psychotherapie und Körperarbeit in Berlin. Geschichte und Praktiken der Etablierung, Husum 2004; *Edgar Heim*, Die Welt der Psychotherapie. Entwicklungen und Persönlichkeiten, Stuttgart 2009; *Sabine Maasen/Jens Elberfeld/Pascal Eitler* u. a. (Hrsg.), Das beratene Selbst. Zur Genealogie der Therapeutisierung in den »langen« Siebziger, Bielefeld 2011.



Paradigmatisch geschieht dies in dem Buch »Die Errettung der modernen Seele« von Eva Illouz.<sup>63</sup> Die israelische Kultursoziologin, die mit ihrem kritisch verstandenen Projekt auch die »von der Therapie propagierte Sprachideologie« (S. 402) entlarven möchte, liefert anhand des US-amerikanischen Beispiels eine historische Verortung des »therapeutischen Diskurses«, der ein neues Verständnis des modernen Selbst etabliert habe. Dafür muss Illouz ein spannungsreiches Geflecht aus formalisierten Wissenssystemen (empirischer wie klinischer Psychologie, Psychiatrie, Psychoanalyse), therapeutischen Praktiken und diffusem, informellem Alltagswissen und ebensolchen Alltagspraktiken in den Griff bekommen. Illouz schreibt dem »charismatischen Charakter des freudschen Vorhabens« (S. 46) die alleinige Urheberschaft dieses Felds zu. Anhand einiger weniger Schriften Freuds rekonstruiert sie eine »völlig neue kulturelle Matrix« (S. 21), die sich durch eine Konzentration auf alltägliche, vermeintlich banale Gegebenheiten, auf Familienkonstellationen, auf Sexualität und Lust auszeichne. Die für das Selbst unabdingbar gewordene rationale Selbsterkenntnis, die sich auf diesen neuen Gebieten bewähren müsse, sieht Illouz durch eine permanente »Verdachtshermeneutik« (S. 83) gekennzeichnet. Durch sie wird eine beständige Suche nach den »tiefer« liegenden Ursachen eines gewöhnlichen Verhaltens in Gang gesetzt, deren grundsätzliche Zweifelhaftigkeit selbst nicht in den Blick gerate.

Illouz zeigt in ihrem Werk, wie der »therapeutische Diskurs« im Laufe des 20. Jahrhunderts die verschiedenen Bereiche kolonisierte: das Wirtschaftsleben (etwa in Form von Managementtheorien), das Privatleben und hierbei insbesondere die Ehe- und Intimbeziehungen sowie das Eltern-Kind-Verhältnis und schließlich die unterschiedlichen Selbsttherapeutisierungspraktiken, etwa der Talkshows und der Selbsthilfegruppen. Viele Argumente ihrer Studien sind aufschlussreich und anregend; dennoch taucht schon im Kapitel über Freud ein Kardinalproblem dieser Studie auf: Illouz verwendet eine ganze Reihe von Begriffen wie »therapeutische Überzeugung«, »Kode«, »Sprache«, »Diskurs«, »Lehre«. Interessanterweise geht es im ganzen Buch fast nie wirklich um die therapeutische Behandlungspraxis (welcher Ausrichtung auch immer); das Buch beschreibt damit die gesellschaftliche Diffusion von etwas, was im Kern gar nicht beschreibenswert erscheint. Zugleich erörtert sie Psychoanalyse (ohne auf deren zunehmende Ausdifferenzierung einzugehen), klinische wie empirische Psychologie, Humanistische Psychologie sowie verschiedene Psychotherapieformen oft bunt durcheinander. Die besondere Stellung Freuds kann Illouz aber nur behaupten, eben weil sie mit den verschiedenen Konzepten, Richtungen und Traditionslinien ungenau umgeht. Gerade weil das psychotherapeutische Feld – und vor allem deren komplexe Anwendungen in Alltagspraktiken – so vielschichtig, populär und verworren ist, sollte man mit einem besonders geschärften Begriffsinstrumentarium arbeiten. Damit würde sich vermutlich auch die historische Thesenführung ändern: Eine differenziertere Verwendung von Begriffen und Konzepten dürfte weniger den unaufhaltsamen Aufstieg des »Therapeutischen«, als vielmehr unterschiedliche Phasen verschiedener psychotherapeutischer Wissenssysteme und -regime im 20. Jahrhundert offenlegen.

Bei Illouz erfährt man wenig über den therapeutischen Umgang mit Patienten und Patientinnen; dies geschieht aber in anderen Veröffentlichungen.<sup>64</sup> Ein interessantes Beispiel

63 Eva Illouz, *Die Errettung der modernen Seele. Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe*, Frankfurt am Main 2009.

64 Es existiert eine Reihe von Berichten, die Patienten und Patientinnen über die Behandlungspraxis Freuds verfasst haben: *Adolph Stern*, Some Personal Psychoanalytical Experiences with Prof. Freud, in: *New York State Journal of Medicine* 22, 1922, S. 21–25; *Bruno Walter*, Theme and Variations, New York 1946; *Sergej Pankejeff*, Meine Kindheitserinnerungen, in: *Gardiner*, *Der Wolfsmann*, S. 169–189; *H. D. [Hilda Doolittle]*, Huldigung an Freud. Rückblick auf eine Analyse, Frankfurt am Main 1975; *Smiley Blanton*, Tagebuch meiner Analyse bei Sigmund

stellt das Patiententagebuch von Anna Guggenbühl dar, das ihre Enkelin, Anna Koellreuter, unter dem Titel »Wie benimmt sich der Prof. Freud eigentlich?« herausgegeben hat und zudem von verschiedenen Spezialisten kommentieren ließ.<sup>65</sup> Die damals 27-jährige Guggenbühl war 1921 für einige Monate bei Freud in Therapie, nachdem sie zunächst Germanistik und dann Medizin sowie Psychiatrie studiert hatte. Ein Jahr zuvor war sie bei Eugen Bleuler an der psychiatrischen Klinik Burghölzli in Zürich promoviert worden und verfügte daher über Detailkenntnisse der Psychoanalyse. Sie war seit einigen Jahren verlobt und ihre Unfähigkeit, sich zur Hochzeit zu entschließen, wurde der Ausgangspunkt für die Therapie. An dem Tagebuch fallen vor allem zwei Dinge auf: Freud ging erstens wie selbstverständlich davon aus, dass seine Patientin mit der Psychoanalyse und seinen Werken genau vertraut war. Wie Mayer und Marinelli für seine Traumdeutungstechnik zeigen, plante Freud also die Rückkopplungseffekte ein, sodass die Vorkenntnisse aufseiten der Patientin den therapeutischen Prozess mitstrukturierten. Angesichts der Häufigkeit sexueller Motive in Guggenbühls Äußerungen während der Analyse kann man außerdem vermuten, dass sie sehr genau wusste, was in einer Psychoanalyse thematisiert werden sollte.<sup>66</sup> Auch an dieser Analyse lässt sich daher die Verschiebung von dem Material, das die Patientin lieferte, hin zu ihrer Therapiebeziehung mit dem Analytiker ablesen, die sich im Zusammenspiel von Übertragung und Gegenübertragung niederschlug und an mehreren Stellen des Tagebuchs sichtbar wird.

Der zweite Aspekt betrifft den Umgang mit dem theoretischen Vorwissen aufseiten des Analytikers. Freud teilte seiner Patientin fast gleich zu Beginn der Therapie mit, was er in ihrem Fall für das zentrale Problem hielt:

»Man sieht deutlich 3 Stufen in Ihrem/Leben: D[er] oberste Stock, das ist der jetzige/Konflikt mit Richard etc./der mittlere, das betrifft das Verhält-/nis zum Bruder/der tiefste, der mit den Eltern [...]. Sie streifen so nah am Geheimnis/des untersten Stockes, daß ich es/Ihnen/verraten kann: Sie lieben Ihren Vater u. haben ihm/den/Treubruch mit der Mutter nie verziehen./Sie wollten die Mutter des Kindes sein/Sie/wünschten daher Ihrer Mutter, die/~~sich~~ Ihnen den Geliebten nahm den Tod« (S. 42).

---

Freud, Frankfurt am Main 1975; *Helene Deutsch*, Selbstkonfrontation, München 1975; *Jeanne Lampl-de Groot*, Personal Experiences with Psychoanalytical Technique and Theory During the Last Half Century, in: *The Psychoanalytic Study of the Child* 31, 1976, S. 283–296; *John M. Dorsey*, An American Psychiatrist in Vienna, 1935–1937, and his Sigmund Freud, Detroit 1976; *Abram Kardiner*, Meine Analyse bei Freud, München 1979; *Roger E. Money-Kyrle*, Looking Backwards – and Forwards, in: *International Journal of Psycho-Analysis* 6, 1979, S. 265–272; *Sandor Ferenczi*, Ohne Sympathie keine Heilung. Das klinische Tagebuch von 1932, Frankfurt am Main 1988; *Kata Lévy-Freund*, Dernières vacances des Freud avant la fin du monde, in: *Le Coq-Héron* 117, 1990, S. 39–44; *Joseph Wortis*, Meine Analyse bei Freud, Wien 1994; *Manfred Pohlen*, Freuds Analyse. Die Sitzungsprotokolle Ernst Blums von 1922, Reinbek 2006. Vgl. dazu auch die verschiedenen Berichte (unter anderem von Grinker, Riviere und de Saussure) in: *Hendrik M. Ruitenbeek* (Hrsg.), *Freud as We Knew Him*, Detroit 1973, sowie das Material in: *Paul Roazen*, *Wie Freud arbeitete. Berichte von Patienten aus erster Hand*, Gießen 1999. Die Sekundärliteratur bemühte sich ebenfalls, vor allem Freuds Behandlungspraxis zu beschreiben: *Johannes Cremerius*, *Freud bei der Arbeit über die Schultern geschaut. Seine Technik im Spiegel von Schülern und Patienten*, Bern/Stuttgart etc. 1981; *Ulrike May*, *Freuds Patientenkalender: Siebzehn Analytiker in Analyse bei Freud (1910–1920)*, in: *Luzifer-Amor* 19, 2006, S. 43–97; *Harry Stroeken*, *Freud und seine Patienten*, Frankfurt am Main 1992. Vgl. für ein frühes Beispiel einer Fallgeschichte aus den USA *Elizabeth Lunbeck/Bennett Simon*, *Family Romance, Family Secrets. Case Notes from an American Psychoanalysis, 1912*, New Haven, CT/London 2003.

65 *Anna Koellreuter* (Hrsg.), »Wie benimmt sich der Prof. Freud eigentlich?«. Ein neu entdecktes Tagebuch von 1921 historisch und analytisch kommentiert, Gießen 2009.

66 Vgl. dazu den Beitrag von *Peter Passett*, *Freud beim Deuten beobachtet: Über eine spezifische »Vernünftigkeit« im psychoanalytischen Dialog*, in: ebd., S. 109–130, hier: S. 112.

Hinter dem Konflikt der Patientin mit ihrem Verlobten stehe also eine ödipale Struktur. Aus Freud-kritischer Perspektive würde man hier einwenden, dass Freud seiner Patientin vorschnell eine Deutung suggerierte und damit nicht zuletzt die Asymmetrie von Analytiker und Patientin zementierte. Doch ist es so einfach? Was bedeutete es für die Patientin, ihren »Fall« auf diese Weise interpretiert zu bekommen? Was passierte nun mit diesen, ihr aufgenötigten Erkenntnissen in den Therapiesitzungen während der folgenden Wochen? Man kann zugleich danach fragen, was für eine Haltung des Analytikers in dieser Intervention Freuds offengelegt wird. Wie setzte er sein Vorwissen ein und was wollte er damit bezwecken?

In dem Band legt der Psychoanalytiker Peter Passett dar, dass das Problem von Theorie und Praxis in der therapeutischen Interaktion nur kurze Zeit später von Sándor Ferenczi und Otto Rank in ihrem umstrittenen Buch »Entwicklungsziele der Psychoanalyse« thematisiert worden ist. Es könne ihrer Meinung nach dem Analytiker nicht darum gehen, die eigenen theoretischen Überzeugungen durch den Patienten bestätigt zu bekommen. Vielmehr müsse auch der Analytiker offen sein für die Individualität der jeweiligen Fallgeschichte. In der Therapie sei ferner »ein intellektuelles und ein auf tiefer ›Überzeugung« basiertes« Wissen zu unterscheiden.<sup>67</sup> Zentral sei in jedem Fall das Erleben:

»Darin scheint auch einer der Gründe zu liegen, warum die Psychoanalyse insofern eine Sonderstellung in Anspruch nimmt, als in ihr ›Plausibilität« und ›logische Notwendigkeit« als Kriterium der Wahrheit nicht genügen, sondern ein unmittelbares Wahrnehmen oder *Erleben* des in Frage kommenden Prozesses zum Überzeugtwerden erforderlich ist. Dieses ›Erleben« schließt aber zugleich nicht unbeträchtliche Fehlerquellen in sich, wenn man nicht bei der Herauskristallisierung theoretischer Ergebnisse aus den seelischen Erlebnissen das subjektive Moment der eigenen Impression wieder weitgehend auszuschalten vermag.«<sup>68</sup>

Kam es bei der Psychoanalyse also auf das Wissen, auf die Theorie gar nicht an? Was passierte in einer solchen Analysestunde bei Freud eigentlich wirklich? Letztlich ist das schwierig nachzuvollziehen, da die Überlieferung oft – und auch in diesem Fall – sehr lückenhaft und vieldeutig ist. Wenn es zudem stimmt, dass die intellektuelle Dimension des therapeutischen Prozesses sowohl aufseiten des Patienten wie des Analytikers nicht allein ausschlaggebend ist, sondern vielmehr das subjektive Erleben, dann wird eine historische Rekonstruktion, der die Tür zum Therapiezimmer selbst im besten Fall nur einen Spaltbreit geöffnet werden wird, keine vollständige Aufklärung erlauben.

Mit ihrer Ausbildung dürfte Anna Guggenbühl die ödipale Deutung, die Freud ihr vorlegte, ebenfalls kaum überrascht haben, gehörte sie doch ebenso wie die Prominenz der sexuellen Motive bereits zu diesem Zeitpunkt zum Kern psychoanalytischen Wissens. Entscheidend war also, dass das intellektuelle Wissen der Psychoanalyse, das Freud ihr unvermittelt vorsetzte, in der Interaktion aktiviert wurde. Die Vorstellung des Ödipus-Komplexes erscheint denn auch in dem Tagebuch wie eine die therapeutische Kommunikation strukturierende und gleichzeitig mobilisierende Vorstellung, deren Implikationen für die Patientin beide Beteiligte von diesem Moment an ausarbeiten. Freud gab auch da-

---

67 Sándor Ferenczi/Otto Rank, *Entwicklungsziele der Psychoanalyse. Zur Wechselbeziehung von Theorie und Praxis*, Leipzig/Wien etc. 1924, S. 45. Die Schrift wurde 2009 vom Wiener Turia & Kant Verlag neu aufgelegt. Sie wurde zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung heftig kritisiert und trug mit zur Auflösung des »Geheimen Komitees« bei, mit dem Freud die psychoanalytische Bewegung zu steuern versuchte. Historisch gesehen stellte das Werk die wohl erste kritische Reflexion über die psychoanalytische Behandlungspraxis dar. Zur Geschichte des »Geheimen Komitees« vgl. Phyllis Grosskurth, *The Secret Ring. Freud's Inner Circle and the Politics of Psychoanalysis*, Toronto 1991; Gerhard Wittenberger, *Das »Geheime Komitee« Sigmund Freuds. Institutionalisierungsprozesse in der Psychoanalytischen Bewegung zwischen 1912 und 1927*, Tübingen 1995.

68 Vgl. Passett, *Freud beim Deuten beobachtet*, S. 113f. (Hervorhebung im Original).

bei die Richtung vor: »Zuerst kommt die intellektuelle Bereit-/schaft, man anerkennt die Beweise/des Unbewußten, dann erst gibt man/es auch gefühlsmässig/zu und zuletzt kommen als Abschluß noch/direkte Erinnerungen« (S. 47). Die Aktivierungsdimension des psychoanalytischen Wissens im therapeutischen Prozess hatte Effekte: Anna Guggenbühl löste mit Abschluss ihrer Therapie ihre Verlobung auf und ging bald darauf mit einem anderen Mann, der auch schon in der Therapie eine Rolle gespielt hatte, eine langjährige Ehe ein.

Ein letzter Gedanke zu diesem Aspekt gilt dem Status der Praxis für die Theorie: Ferenczi und Rank interessierten sich in ihrem Text primär für das Problem, wie es sich dem Analytiker darstellt. Auch dieser muss intellektuelles Wissen und Erleben in der therapeutischen Interaktion kombinieren; auch er kann psychoanalytische Theoreme nie nur auf einer kognitiven Ebene verstehen, sondern muss sie emotional erlernen. Dazu dient seit ihrer verbindlichen Einführung in den späten 1920er Jahren die Lehranalyse.<sup>69</sup> Man kann dies so verstehen, dass mit dieser Betonung des Erlebens die Metapsychologie – also die theoretische Reflexion über die Strukturen der Psyche – ins Hintertreffen gerät. Aus seiner heutigen Perspektive sieht es letztlich auch der Psychoanalytiker Passett so:

»Dieses therapeutische Element ist von der analytischen Metapsychologie eben in gewissem Grade – nicht vollkommen – unabhängig, bedarf dieser Theorie nicht zwingend. Dies war Heilern aller Couleur schon vor Freud bekannt und kann auch in anderem Kontext als demjenigen der freudschen Theorie zur Geltung kommen« (S. 119).

Aus einer historischen Perspektive wird man dagegenhalten: Dies war eben nicht die Haltung Freuds und – zumindest 1924 auch noch – nicht die von Ferenczi und Rank; schließlich forderten auch sie die »Herauskristallisierung der theoretischen Ergebnisse« durch das Ausschalten des »subjektiven Moments«. Wissenschaft und Therapie, naturwissenschaftliche Erkenntnis und hermeneutische Einfühlung sollten in der klassischen freudianischen Psychoanalyse in einem Spannungsverhältnis aufeinander bezogen bleiben. Erst im Nachhinein erscheint die Schrift von Ferenczi und Rank als einer der ersten Schritte zur Lösung ihres Bezugs innerhalb der psychoanalytischen Bewegung, womit sich in der Tat der Weg zu einer hermeneutisch-interpretativen Heilmethode eröffnete. Für die historische Rekonstruktion bedeutet dies aber, das Junktum aus Theorie und Therapie zu rekonstruieren, also die therapeutisch-praktische Dimension stets mit zu berücksichtigen, selbst wenn sie quellentechnisch wahrscheinlich nur durch Vermutungen sichtbar gemacht werden kann.

## V. DIE PSYCHOANALYSE UND DIE GESCHICHTE DER SEXUALITÄT

Anna Guggenbühl erzählte Freud eine ganze Reihe von Träumen mit mehr oder weniger offen sexualisiertem Inhalt, die dann das Material für die therapeutische Interaktion boten. In der Tat: Sexualität bildete den Kern der psychoanalytischen Theorien, zumindest in ihrer orthodox-freudianischen Variante. Zugleich war die Psychoanalyse damit nur ein – wenn auch mit der Zeit prominenter – Teil eines viel umfassenderen wissenschaftlichen Interesses an Sexualität, das seit dem Ende des 19. Jahrhunderts zur Herausbildung der Sexualwissenschaft geführt hatte, die dann in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts ihre erste Blütephase erlebte.<sup>70</sup> Freud griff in diese Debatten vor allem mit seinen

69 Zur Diskussion um die formalisierte Ausbildung vgl. *Michael Schröter*, Max Eitingon and the Struggle to Establish an International Standard for Psychoanalytic Training (1925–1929), in: *International Journal of Psycho-Analysis* 83, 2002, S. 875–893.

70 Vgl. *Vern L. Bullough*, *Science in the Bedroom. A History of Sex Research*, New York 1994; *Volkmar Sigusch*, *Geschichte der Sexualwissenschaft*, Frankfurt am Main/New York 2008.

»Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie« von 1905 ein.<sup>71</sup> Die Wiener Medizinhistorikerin Christa Putz behält in ihrem Buch »Verordnete Lust« dieses umfassendere Forschungsfeld im Blick.<sup>72</sup> Zugleich versucht sie das breite gesellschaftliche Interesse mit zu berücksichtigen, das sich zeitgenössisch unter dem Stichwort »Krise der Ehe« niederschlug.<sup>73</sup> Ihre diskursgeschichtlich ausgerichtete Arbeit fragt nach der Formierung von Wissen über Sexualität, nach ihrer Normierung, ihrer therapeutischen Behandlung und ihrer subjektiven Erfahrung. Zunächst analysiert Putz die Herausbildung des medizinischen Wissens über sexuelle Störungen in dem Untersuchungszeitraum von 1870 bis 1930. Hier griff die Psychoanalyse ab 1900 in laufende Diskussionen über männliche Impotenz oder weibliche Unlust ein, in denen bereits nach den psychischen, nicht körperlichen Ursachen gefragt wurde. Bemerkenswert – angesichts der problematischen Position der weiblichen Sexualität in der frühen Psychoanalyse allerdings auch nicht wirklich überraschend<sup>74</sup> – ist hierbei die Ungleichzeitigkeit, mit der zunächst männliche und erst sehr zögerlich weibliche Störungen auf Interesse stießen (S. 67). Für beide Geschlechter zeichnet sich in der wissenschaftlichen Erörterung jedoch immer stärker ab, dass Sexualität von den Empfindungen, Fantasien und erotischen Gefühlen abhängig ist. Damit ist sie zwar einerseits weniger auf die Fortpflanzungssexualität eingeschränkt; ihr Gelingen wird aber andererseits immer voraussetzungsreicher: »Einen Zustand von »Normalität« zu erreichen, wird für die Subjekte zur komplizierten und dauernden Anforderung« (S. 97). Hier kündigte sich laut Putz eine neue »Heteronormativität« an, die sich »von der Pflicht zur Fortpflanzung hin zum Austausch von Lusterlebnissen« wandelte (S. 101).

In dem Kapitel über die Entstehung der Sexualtherapie kehrt die zunehmende Verlagerung ins Psychische wieder, indem gegen Ende des 19. Jahrhunderts die durchaus noch vorkommenden physischen (und zum Teil sehr invasiven) Behandlungsmethoden von Urologen und Dermatologen allmählich gegenüber der Beeinflussung der psychischen Konstitution an Bedeutung verloren. Die allerdings verbreitete Zurückhaltung der Mediziner bei der Behandlung von Frauen half dann der Psychoanalyse, sich als therapeutische

71 *Sigmund Freud*, Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie (1905), in: GW, Bd. 5, S. 27–145. Vgl. dazu auch *Martin Dannecker/Agnes Katzenbach* (Hrsg.), 100 Jahre Freuds »Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie«. Aktualität und Anspruch, Gießen 2005.

72 *Christa Putz*, Verordnete Lust. Sexualmedizin, Psychoanalyse und die »Krise der Ehe« 1870–1930, Bielefeld 2011.

73 Zu diesem Stichwort vgl. auch die eher sozialgeschichtlich orientierte Untersuchung des Schweizer Falls bei *Caroline Arni*, Entzweiungen. Die Krise der Ehe um 1900, Köln/Weimar etc. 2004, sowie außerdem *Regina Mahlmann*, Psychologisierung des »Alltagsbewußtseins«. Die Verwissenschaftlichung des Diskurses über Ehe, Opladen 1991. Zur allgemeinen Geschichte der Sexualität existiert inzwischen eine Vielzahl von Studien. Vgl. für die deutsche Geschichte *Dagmar Herzog*, Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts, München 2005. Als Forschungsüberblick hilfreich ist: *Peter-Paul Bänziger/Julia Stegmann*, Politisierungen und Normalisierung: Sexualitätsgeschichte des 20. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum, in: H-Soz-u-Kult, 5.11.2010, URL: <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2010-11-001>> [16.3.2012].

74 Freud ging lange Zeit davon aus, dass die Sexualitätsentwicklung beim weiblichen der des männlichen Kindes folgt – allerdings in unvollständiger Form, wie sich dies an der Vorstellung des Penisneids ablesen lässt. Allerdings zweifelte er diese Analogie selbst zunehmend an, wie seine späteren Arbeiten zur weiblichen Sexualität verdeutlichen: *Sigmund Freud*, Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds (1925), in: GW, Bd. 14, S. 19–30; *ders.*, Über die weibliche Sexualität (1931), in: ebd., S. 517–553, sowie die 33. Vorlesung »Die Weiblichkeit«, in: *ders.*, Neue Folge der Vorlesung zur Einführung in die Psychoanalyse (1933), in: GW, Bd. 15, London 1940. Diese letztlich aber unbefriedigenden Anpassungen waren auch durch die zunehmende Kritik von Psychoanalytikerinnen bedingt. Vgl. etwa *Karen Horney*, On the Genesis of the Castration Complex in Women, in: *International Journal of Psycho-Analysis* 5, 1924, S. 50–65.

Methode zu etablieren, da vor allem Freud eine solche Reserve nicht an den Tag legte. Diese Kapitel sind in der Studie von Putz sehr materialreich, weshalb die Thesen gut fundiert sind. Der letzte Teil der Studie, in dem es vor allem um die Erfahrungsdimension gehen soll, ist hingegen weniger ergiebig. Putz vergleicht hier die Gerichtspraxis mit der therapeutischen Behandlungspraxis, was zunächst gerechtfertigt erscheint, weil auch vor Gericht bei entsprechenden Klagen der Zustand einer Ehe und der Vollzug von Sexualität geprüft wurden. Allerdings kann es nicht verwundern, wird von Putz aber fast zur These erhoben, dass die therapeutische Praxis stärker auf den individuellen Fall und die jeweiligen Erfahrungen des Sexuellen eingehen kann als ein Gerichtsverfahren. Es scheint nicht unwesentlich diesem Vergleich geschuldet zu sein, dass Putz zu der nur hier einleuchtenden These gelangt, dass die »Ärzte und Psychoanalytikerinnen/Psychoanalytiker« zu ihren Patienten und Patientinnen keine »asymmetrische Machtbeziehung« eingenommen hätten (S. 236). Gerade der von ihr auch (allerdings offenkundig ohne Kenntnis der umfassenden Sekundärliteratur) behandelte Umgang Freuds mit »Dora« hätte sie zur Vorsicht mahnen können; schließlich scheiterte Freud ja nicht nur, weil »Dora« die Behandlung abbrach, sondern weil ihm eine ganze Reihe von professionellen Fehlern unterlaufen war.

Was Putz kaum thematisiert, ist die politische Bedeutung der Sexualität, welche die Psychoanalyse in den zeitgenössischen Debatten besonders im deutschsprachigen Raum besaß. Das gesellschaftliche Cachet der Psychoanalyse bestand nicht nur aus dem Versprechen, die »Krise der Ehe« meistern zu helfen, sondern auch aus dem Anspruch auf das utopische Potenzial, die Sexualität zu befreien. Das aus den 1960er Jahren bekannte Schlagwort der »sexuellen Revolution« beruhte, wie ein entsprechend betitelter Sammelband jetzt verdeutlicht, auf Vorstellungen, die bereits in den anarchistisch-avantgardistischen Kreisen um Otto Gross zirkulierten, welche in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts zu einer der ersten nicht akademischen Trägergruppen der freudschen Theorien wurden.<sup>75</sup> Der lange vergessene Psychiater und Psychoanalytiker Gross gehört zu den schillerndsten Persönlichkeiten in der Geschichte der Psychoanalyse, mit einem noch heute erstaunlich weitreichenden Freundes- und Bekanntenkreis, von dem in dem Sammelband vor allem der Essay von Götz von Olenhusen (S. 89–103) Zeugnis ablegt.<sup>76</sup> Mit seinem Credo der sexuellen Befreiung, seinen Angriffen auf das patriarchale und monogame Gesellschaftssystem, seinem antibürgerlichen Anarchismus, seinen unorthodoxen Therapiemethoden und dem öffentlich ausgetragenen Konflikt mit seinem Vater, der 1913 zu seiner Verhaftung und Zwangseinweisung in eine psychiatrische Klinik führte, verhalf Gross der Psychoanalyse in der Öffentlichkeit und besonders in den Kunstzirkeln des späten Kaiserreichs zu erheblicher Aufmerksamkeit. Lange als einer seiner wichtigsten Schüler angesehen, wurde er von Freud eben gerade wegen seines unsteten Lebenswandels und seiner radikalen Thesen zur Sexualität fallengelassen und starb verarmt bereits 1920. Wie Nick Totton in seinem Beitrag (S. 141–154) aufzeigt, lässt sich von Gross eine theoretische Linie zu Wilhelm Reich ziehen – und von hier aus dann auch in die Debatten der 1960er Jahre –, wobei Reich Gross zwar nicht direkt kannte, aber eine ähnliche Sexualitätskonzeption vertrat.

75 Gottfried Heuer (Hrsg.), *Sexual Revolutions. Psychoanalysis, History and the Father*, London/New York 2011.

76 Vgl. als Sammlung seiner Schriften *Otto Gross, Von der geschlechtlichen Not zur sozialen Katastrophe*, hrsg. v. Kurt Kreiler, Frankfurt am Main 1988, sowie zu ihm selbst Emanuel Hurwitz, *Otto Gross. Paradies-Sucher zwischen Freud und Jung*, Frankfurt am Main 1988; Martin Green, *Otto Gross. Freudian Psychoanalyst, 1877–1920. Literature and Ideas*, Lewiston, NY 1999; Christine Kanz, *Otto Gross als Subjekt und Objekt der Psychoanalyse*, in: Gottfried Heuer (Hrsg.), *Utopie & Eros. Der Traum von der Moderne*, Marburg 2006, S. 73–104.

Reich wiederum ist Gegenstand einer neuen Biografie: Christopher Turners »Adventures in the Orgasmatron«. <sup>77</sup> Seit Kurzem existieren erste Versuche, Reichs Schaffen ernsthafter zu erforschen und damit auch dessen Ruf eines Wahnsinnigen zu relativieren, den er sich vor allem nach seiner Auswanderung in die USA eingehandelt hatte und den er nach seinem Rauswurf aus der psychoanalytischen Bewegung 1934 bis heute auch in diesen Kreisen genießt. <sup>78</sup> Dass seriöse Forschung nötig ist, dafür liefert Turner eine ebenso einfache wie einleuchtende Begründung: Reichs Popularität. Während Reichs Ideen zur sexuellen Befreiung, orgiastischer Potenz und Orgonenergie – sowie nicht zuletzt sein Orgon-Akkumulator – bereits vor seinem Tod 1957 in der New Yorker Boheme Verbreitung fanden, erlangte er ungeahnten Einfluss auf die gegenkulturellen Protestbewegungen der 1960er Jahre. Turners detailliert recherchierte, gut geschriebene, wenn auch klassisch strukturierte Biografie liefert den ersten historisch fundierten Überblick über das Leben dieses wirkungsmächtigen Freud-Dissidenten. <sup>79</sup> Allerdings widmet er nur einige Seiten (S. 429ff.) der komplexen Wirkungsgeschichte Reichs – und diese handeln auch nur von den Vereinigten Staaten, weshalb hier weiterhin Forschungsbedarf besteht. Turners Biografie kann den (psychoanalytisch oder anderweitig orientierten) Kritikern und Spöttern, die Reichs Spätwerk als das eines Irren gering schätzen, zusätzliches Material liefern, da sein egomanisches Beziehungsverhalten und sein Verfolgungswahn in der Biografie breiten Raum einnehmen. Neben der kulturellen Bedeutung seiner Theorien gibt es jedoch noch eine weitere Rechtfertigung für die Wissens- und Wissenschaftsgeschichte, sich mit Reich zu beschäftigen: Wissenschaft als soziales System lässt sich nur kritisch historisieren, wenn man die in diesem System gescheiterten, die mit dem Präfix »pseudo« gebrandmarkten Denker, mithin die (vermeintlichen oder echten) »Wahnsinnigen« unter den »Wissenden« im Blick behält. <sup>80</sup> Diesem Argument sollten auch diejenigen Beachtung schenken, die die Psychoanalyse insgesamt als pseudowissenschaftliche Scharlatanerie verachten.

## VI. DIE KULTURGESCHICHTE DER PSYCHOANALYSE IM DEUTSCHSPRACHIGEN RAUM

Angesichts der Popularität und der breiteren Wirkungsmacht des psychoanalytischen Wissens erscheint es sinnvoll, dass die Geschichtsschreibung sich nicht auf wissenschafts-, wissens- oder gar ideengeschichtliche Fragestellungen beschränkt, sondern auch die eher kulturgeschichtlich zu erfassenden Rezeptions-, Popularisierungs- und Diffusionsprozesse zu rekonstruieren versucht, die sich in unterschiedlichen kulturellen Kontexten ergaben. Dabei müssen die Institutionen der Psychoanalyse – ihre Vereinigungen, Lehrinstitute, Kliniken – und ihre Vertreter und Vertreterinnen jeweils eine wichtige Rolle spielen; in der Regel wird die Kulturgeschichte der Psychoanalyse jedoch nicht mit ihrer Bewegungs-

<sup>77</sup> Christopher Turner, *Adventures in the Orgasmatron. How the Sexual Revolution Came to America*, New York 2011.

<sup>78</sup> Vgl. dazu etwa *Petteri Pietikainen*, Utopianism in Psychology: The Case of Wilhelm Reich, in: *Journal of the History of the Behavioral Sciences* 38, 2002, S. 157–217; *Diethard Sawicki*, Das wunderbare Leuchten einer erneuerten Welt. Wilhelm Reichs Bionexperimente und seine Entdeckung der Orgonenergie, in: *Alexander C. T. Geppert/Till Kössler* (Hrsg.), *Wunder. Poetik und Politik des Staunens im 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 2011, S. 237–269.

<sup>79</sup> Es existieren gleichwohl noch weitere biografische Studien zu Reich: *William Edward Mann/Edward Hoffman*, *The Man Who Dreamed of Tomorrow. A Conceptual Biography of Wilhelm Reich*, Los Angeles 1980; *David Boadella*, *Wilhelm Reich. Pionier des neuen Denkens. Eine Biographie*, 2., überarb. Aufl., Bern/München 1996.

<sup>80</sup> Vgl. dazu auch *Dirk Rupnow/Veronika Lipphardt/Jens Thiel* u. a. (Hrsg.), *Pseudowissenschaft. Konzeptionen von Nichtwissenschaftlichkeit in der Wissenschaftsgeschichte*, Frankfurt am Main 2008.

geschichte deckungsgleich sein.<sup>81</sup> Ein aktuelles Beispiel für eine breiter angelegte Kulturgeschichte der Psychoanalyse liefert Veronika Fuechtner mit ihrem Buch »Berlin Psychoanalytic«.<sup>82</sup> Sie behandelt darin eine Reihe von Literaten wie Alfred Döblin, Arnold Zweig und Richard Huelsenbeck und ihren Austausch mit verschiedenen Mitgliedern der psychoanalytischen Bewegung Berlins. Für die Literaturwissenschaftlerin Fuechtner verkörpert »Berlin Psychoanalytic« weniger einen Ort als eine kulturelle Praxis von verschiedenen Intellektuellen, die längst nicht alle Parteigänger der Berliner Psychoanalytischen Vereinigung waren. Fuechtner spricht diesem Personenkreis eine Reihe von charakteristischen Eigenschaften zu: die besondere Aufmerksamkeit für die psychologischen Folgewirkungen des Ersten Weltkriegs (»Kriegsneurose«)<sup>83</sup>; das Engagement für sozialistische, marxistische oder sozialreformerische Fragen<sup>84</sup>; das Interesse für Feminismus und Sexualwissenschaft; beständige Bemühungen, psychoanalytische Ideen mit den neuesten medientechnologischen Errungenschaften zu popularisieren<sup>85</sup>; der Versuch, die psychoanalytische Therapie auch nicht bürgerlichen Schichten zugänglich zu machen<sup>86</sup>; die Offenheit für andere kulturelle Praktiken, insbesondere für die literarischen und ästhetischen Experimente des Modernismus.<sup>87</sup>

Es wäre sicherlich im Einzelnen zu überprüfen, inwiefern alle diese Kennzeichen wirkliche Innovationen Berlins darstellten; etwa die Existenz besonderer Popularisierungsbemühungen oder einer größeren Offenheit für nicht bürgerliche Schichten kann man anzweifeln, da diese Elemente auch in anderen lokalen Kontexten vorhanden waren. Auch

81 Für eine ältere, international vergleichend angelegte Bewegungsgeschichte vgl. *Edith Kurzweil*, Freud und die Freudianer. Geschichte und Gegenwart der Psychoanalyse in Deutschland, Frankreich, England, Österreich und den USA, Stuttgart 1993. Für den deutschsprachigen Raum vgl. zudem *Hannah S. Decker*, Freud in Germany. Revolution and Reaction in Science, 1893–1907, New York 1977, sowie für die Schweiz *Hans. H. Walser*, Psychoanalyse in der Schweiz, in: *Dieter Eicke* (Hrsg.), Die Psychologie des 20. Jahrhunderts, Bd. 2.1: Freud und die Folgen, Zürich 1976, S. 1192–1218, und für Österreich *Marina Tichy/Sylvia Zwettler-Otte*, Freud in der Presse. Rezeption Sigmund Freuds und der Psychoanalyse in Österreich 1895–1938, Wien 1999.

82 *Veronika Fuechtner*, Berlin Psychoanalytic. Psychoanalysis and Culture in Weimar Republic Germany and Beyond, Berkeley, CA/Los Angeles etc. 2011.

83 Vgl. als zeitgenössische Quellen *Ernst Simmel*, Kriegs-Neurosen und »Psychisches Trauma«, München 1918; *Sándor Ferenczi* (Hrsg.), Zur Psychoanalyse der Kriegsneurosen, Leipzig 1919. Für die problematischen Aspekte dieser Thematisierung vgl. *Paul Lerner*, Hysterical Men. War, Psychiatry, and the Politics of Trauma in Germany, 1890–1930, Ithaca, NY/London 2003, hier: insb. Kap. 6.

84 Vgl. *Uffa Jensen*, Die Utopie der Authentizität und ihre Grenzen. Die Politisierung der Psychoanalyse im frühen 20. Jahrhundert, in: *Maik Tändler/ders.* (Hrsg.), Das Selbst zwischen Anpassung und Befreiung. Psychowissen und Politik im 20. Jahrhundert, Göttingen 2012, S. 39–59.

85 Bekannt ist hierbei vor allem die (damals allerdings umstrittene) Verwendung des Mediums Film: *Paul Ries*, Popularise and/or be Damed. Psychoanalysis and Film at the Crossroads in 1925, in: *International Journal of Psycho-Analysis* 76, 1995, S. 759–791; *Karl Sierek/Barbara Eppensteiner* (Hrsg.), Der Analytiker im Kino. Siegfried Bernfeld, Psychoanalyse, Filmtheorie, Frankfurt am Main/Basel 2000; *Lydia Marinelli*, Screening Wish Theories. Dream Psychology and Early Cinema, in: *Science in Context* 19, 2006, S. 87–110.

86 Dies geschah vor allem durch entsprechende (verbilligte oder gar unentgeltliche) Therapieangebote am Berliner Psychoanalytischen Institut. Vgl. dazu die allerdings überzeichnete Würdigung in: *Elizabeth Ann Danto*, Freud's Free Clinics. Psychoanalysis and Social Justice, 1918–1938, New York 2005.

87 Vgl. *Perry Meisel*, The Literary Freud, New York 2007; *Thomas Anz/Oliver Pfohlmann* (Hrsg.), Psychoanalyse in der literarischen Moderne. Eine Dokumentation, Bd. 1: Einleitung und Wiener Moderne, Marburg 2006, sowie für die zum Teil noch folgenden Bände: URL: <<http://www.psychanalyse-literatur.de>> [16.3.2012].



scheint es durchaus notwendig (wie Fuechtner selber zugibt), hier weiter zu forschen und insbesondere das engere Umfeld der literarisch-intellektuellen Debatten zu verlassen, um mit wissenssoziologischen und medienhistorischen Fragestellungen das wirkliche Ausmaß von »Berlin Psychoanalytic« ermessen zu können. Dass diese kulturelle Praxis nach Fuechtner auch nicht an die Lokalität gebunden war, sondern mit der erzwungenen Emigration vieler ihrer Protagonisten nach 1933 im Exil weitergeführt werden konnte, leuchtet hingegen ein. Dies kann sie anhand von Zweigs psychoanalytischer Literaturproduktion in der Emigration in Palästina und an Huelsenbecks Dadaismus in New York aufzeigen.

Hierbei liefert Fuechtner auch einen neuen Ansatzpunkt, eine der umstrittensten Fragen der Psychoanalysegeschichte anders zu beantworten, nämlich die nach den Kontinuitäten der Psychoanalyse über die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten im Januar 1933 hinaus. Das klassische Narrativ, das nicht zuletzt durch die Lebensgeschichten und -erinnerungen vieler emigrierter Psychoanalytiker und Psychoanalytikerinnen gestützt wurde, betonte den Bruch: Unmittelbar nach 1933 seien viele – und zudem die bedeutendsten und einflussreichsten – Mitglieder der deutschen psychoanalytischen Bewegung zur Emigration gezwungen worden, was sich nach 1938 in Österreich wiederholte und nun auch den betagten Freud selbst zur Auswanderung nach England zwang. In dieser Argumentation schwang oft auch die Überzeugung mit, dass die Psychoanalyse mit dem Nationalsozialismus, ja mit totalitären Systemen insgesamt, grundsätzlich nicht vereinbar und die im Nationalsozialismus begründete »deutsche Seelenheilkunde« ein fundamental anderes Projekt gewesen sei.<sup>88</sup> Dem stehen Studien gegenüber, die die Kontinuitäten auch über 1933 hinaus betonen oder – gelegentlich – gar das psychoanalytische Projekt in eine ideengeschichtliche Nähe zum Nationalsozialismus bringen.<sup>89</sup> Indem Fuechtner inhaltlich zu füllen versucht, was die Psychoanalyse in Berlin im Kern ausmachte, kann sie 1933 den Bruch betonen, obwohl Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker in Berlin verblieben, die sich von den Inhalten von »Berlin Psychoanalytic« – und dabei insbesondere von deren radikaler politischer Agenda und experimenteller Ästhetik – distanzieren und insofern etwas Neues schufen.

Die psychoanalytische Bewegung in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft hat sich seit den 1980er Jahren immer wieder mit dieser Problematik auseinandergesetzt.<sup>90</sup> Dieser Prozess scheint keineswegs abgeschlossen, was auch mit dem jeweils anderen Verständnis von »Vergangenheitsbewältigung« in der Geschichtswissenschaft und in der Psychoanalyse zusammenhängt.<sup>91</sup> Ein neuer Sammelband erweitert hierbei die Perspektive, in-

88 Für diese Argumente vgl. *James E. Goggin/Eileen Brockman Goggin*, *Death of a »Jewish Science«*. *Psychoanalysis in the Third Reich*, West Lafayette 2001. Zur »deutschen Seelenheilkunde« vgl. *Robert Jütte*, *Geschichte der alternativen Medizin. Von der Volksmedizin zu den unkonventionellen Therapien von heute*, München 1996, S. 42ff.

89 Für diese extremste Position vgl. *Laurence A. Rickels*, *Nazi Psychoanalysis*, 3 Bde., Minneapolis/London 2002. Viele, die die Kontinuitäten nach 1933 betonen, argumentieren weniger radikal. Vgl. etwa *Geoffrey Cocks*, *Psychotherapy in the Third Reich*. *The Goering Institute*, 2., überarb. u. erw. Aufl., New Brunswick, NJ/London 1997. Einen Überblick über die ältere Forschung findet sich in: *ders.*, *The Devil and the Details*. *Psychoanalysis in the Third Reich*, in: *Psychoanalytic Review* 88, 2001, S. 225–244.

90 Vgl. etwa die relativ frühe Darstellung *Karen Brecht/Volker Friedrich/Ludger M. Hermanns* u. a. (Hrsg.), »Hier geht das Leben auf eine sehr merkwürdige Weise weiter ...«. *Zur Geschichte der Psychoanalyse in Deutschland*, Hamburg 1985. Besonders umstritten sind unter anderem die Umstände, die zum Ausschluss von Wilhelm Reich aus der psychoanalytischen Bewegung führten. Vgl. dazu *Karl Fallend/Bernd Nitzschke* (Hrsg.), *Der »Fall« Wilhelm Reich*. *Beiträge zum Verhältnis von Psychoanalyse und Politik*, 2., überarb. Aufl., Gießen 2002.

91 Vgl. in diesem Zusammenhang die Diskussion in »Psyche«: *Yigal Blumenberg*, *Eine Historiographie ohne Erinnerung*, in: *Psyche* 65, 2011, S. 119–156; *Detlev Stummeyer*, *Im Prokrustesbett der offiziellen Geschichtsschreibung*, in: ebd., S. 157–171; *Michael Schröter*, *Zu den Kommentaren von Yigal Blumenberg und Detlev Stummeyer*, in: ebd., S. 172–174.

dem das Problem des Bruchs oder der Kontinuitäten mit der Frage nach der Rolle von Wissenschaft in totalitären Systemen verbunden wird.<sup>92</sup> Der Herausgeber, Mitchell G. Ash, interpretiert die Gegenüberstellung von echter Wissenschaft in demokratischen Gesellschaften und Pseudowissenschaft in totalitären Regimen als ein ideologisches Produkt des Kalten Kriegs, die wissenschaftshistorische Forschung eher behindert als befördert. Ash betont dabei, dass psychoanalytisches Wissen durchaus für totalitäre Regime attraktiv erscheinen kann, weil es als therapeutisches Verfahren die soziale und politische Anpassungsleistung der Individuen zu steigern versprach. Wie der Beitrag von Michael Schröter zu dem Band zeigt, konzentrierten sich die in Deutschland verbliebenen Psychoanalytiker wie Felix Boehm oder Carl Müller-Braunschweig genau auf eine derartige funktionale Ausrichtung der psychoanalytischen Therapie. Wie Geoffrey Cocks in seinem Beitrag betont, war auch das NS-Regime viel weniger an einer Diskussion über eine »deutsche Seelenheilkunde« interessiert als an dem praktischen Potenzial der Psychoanalyse, um das vorhandene Humankapital der deutschen Gesellschaft für die Aufrüstung und den möglichen Krieg optimal nutzen zu können.

Schröter konzentriert sich in seinem Aufsatz auf die frühe Phase der Gleichschaltung von 1933 bis 1936. In dieser Situation habe es durchaus noch Hoffnung gegeben, dass die Psychoanalyse im NS-Regime überleben könnte; die Psychoanalyse sei in der Propaganda zwar lächerlich gemacht, aber als solche nicht direkt verfolgt worden. Viele Psychoanalytiker und Psychoanalytikerinnen hätten Deutschland verlassen, weil sie Restriktionen und Erniedrigungen ausgesetzt waren, auch ohne eine direkte physische Verfolgung. Diese drohte in dieser Phase »nur« den explizit linken Analytikern wegen ihrer politischen Überzeugung, etwa Wilhelm Reich. Schröter plädiert für eine sorgfältige kontextsensible Interpretation dieser Phase und geht dabei so weit, den Bemühungen von Müller-Braunschweig und Boehm, eine spezifisch deutsche – und das hieß vor allem: nicht jüdische – Psychoanalyse zu begründen, mit »Verständnis und Mitgefühl« zu begegnen, um »den Punkt *genau* zu bestimmen, an dem Verständnis und Mitgefühl an ihre Grenze gelangen« (S. 164, Hervorhebung im Original). Diese Position hat bereits Diskussionen hervorgerufen.<sup>93</sup> Der Band umfasst weitere lesenswerte Beiträge, etwa von Jacqueline Amati Mehler über die italienische Psychoanalyse unter dem Faschismus oder von Igor M. Kadyrov über die psychoanalytische Bewegung in der Sowjetunion, sowie zusätzliche Beiträge über Belgien, Norwegen und Brasilien. Zugleich finden sich aber auch Beiträge, die psychoanalytisch informierte Analyseketegorien auf den Gegenstand anwenden und diese selbst nicht historisieren. Dies ist der Fall in den Texten von Daphne Stock oder von Elizabeth Brainin. Letztere beschäftigt sich mit Träumen im Nationalsozialismus und geht dabei davon aus, dass in den Träumen vieler Nicht-Juden ein Konflikt existierte zwischen einem Wunsch, sich dem Regime gegenüber konform zu verhalten, und einem Wunsch nach Widerstand, den das Über-Ich dem Träumenden vorgab. Angesichts der Erkenntnisse der NS-Historiografie ist es äußerst fragwürdig, einen Wunsch nach Widerstand als eine gesellschaftliche Norm in einem (wie auch immer gearteten) Über-Ich vorauszusetzen. An solchen Punkten wird die ansonsten begrüßenswerte Historisierung von den psychoanalytischen Theoriesetzungen schlicht überwältigt.

92 Mitchell G. Ash (Hrsg.), *Psychoanalyse in totalitären und autoritären Regimen*, Frankfurt am Main 2010. Ein ähnlich gelagerter Sammelband thematisiert derartige Fragen vor allem für lateinamerikanische Diktaturen, wobei sich etwa im Fall von Argentinien die Fragen sogar noch zuspitzen lassen: Konnte die Psychoanalyse unter diktatorischen Bedingungen möglicherweise gar Innovationspotenzial entwickeln, und wenn ja, warum? Vgl. Joy Damousi/Mariano Ben Plotkin (Hrsg.), *Psychoanalysis and Politics. Histories of Psychoanalysis under Conditions of Restricted Political Freedom*, Oxford/New York etc. 2012.

93 Siehe die in Anm. 91 genannte Literatur.

Der Band demonstriert jedoch, dass es Kontinuitäten über 1933 hinaus gab, die auch von Freud und der offiziellen Bewegungspolitik gestützt wurden, sodass etwa Wilhelm Reich wegen seiner radikalen politischen Haltung aus der psychoanalytischen Bewegung gedrängt wurde.<sup>94</sup> Man mag es mit Blick auf den Gleichschaltungsprozess im NS-Regime aber auch wenig überraschend finden, dass sich die nicht jüdischen Psychoanalytiker und Psychoanalytikerinnen an die Vorgaben des Regimes anpassten, wie es so viele andere professionelle Gruppen auch taten. Es steht jedoch fest, dass die Psychoanalyse im NS-Regime auf lange Sicht eher ein Schattendasein führte, weil sie dem Regime – das müsste aber noch genauer erforscht werden – offenkundig nicht wichtig genug erschien. Spätestens mit der Einverleibung Österreichs 1938 wurden die übrig gebliebenen Psychoanalytiker und Psychoanalytikerinnen – in der Arbeitsgruppe A im Berliner Göring-Institut – unter Kontrolle gestellt: Sie durften sich nicht mehr unabhängig vom Rest des Instituts treffen und mussten zentrale Begriffe der Theorie umbenennen, etwa Psychoanalyse in »Tiefenpsychologie« und Ödipus- in »Familienkomplex«.<sup>95</sup> Die Frage, ob sie damit dann noch die Psychoanalyse im eigentlichen Sinne vertreten konnten, wird weiter behandelt werden.

Zu einer zentralen Figur der Psychoanalyse in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft sind vor Kurzem neue Biografien veröffentlicht worden: Alexander Mitscherlich.<sup>96</sup> Das Leben dieses Intellektuellen ermöglicht es nicht zuletzt, die Debatte über die Problematik von Kontinuität und Bruch fortzusetzen, diesmal für die Phase nach dem Ende des Nationalsozialismus. Das ist vor allem der Fokus in der Studie Martin Dehli, die Mitscherlichs Lebenslauf mit vielen bisher unbekanntem Dokumenten und Quellen aus den 1930er und 1940er Jahren rekonstruiert und dabei bemerkenswerte Funde präsentiert. Deutlich wird die markante intellektuelle und persönliche Nähe Mitscherlichs zu den Kreisen der Konservativen Revolution in den späten Weimarer Jahren, allen voran zu Ernst Jünger und Ernst Niekisch. Zugleich beschreibt Dehli Mitscherlichs Umgang mit dieser Vergangenheit, die dazu geführt hat, dass diese Aspekte kaum mehr bekannt waren. Seine Verhaftung durch die Gestapo, die durch seine Verbindungen mit dem nationalrevolutionären und Hitler-kritischen Kreis um Niekisch verursacht wurde, konnte Mitscherlich nach 1945 in ein Widerstandsnarrativ integrieren, das zugleich die verbreitete Annahme stützte, die Psychoanalyse sei mit dem nationalsozialistischen Regime unvereinbar gewesen. Interessant ist zudem die Bedeutung der psychologischen Wendung, die Mitscherlich seiner autobiografischen Erzählung gab:

»Gerade in ihrer radikalen psychologischen Offenheit verschleiern Mitscherlichs Bekenntnisse die historische Realität: Die Kontexte seines politischen Handelns und Denkens lösen sich in einer reinen Ich-Geschichte auf. Die psychologische Wahrheit einer Biographie führt nicht zu ihrer historischen und politischen Bedeutung« (S. 82).

Auch Mitscherlichs Biografie als Psychoanalytiker wird von Dehli gerade für die Kriegszeit neu gelesen. Seine wissenschaftlichen Inspirationen entstammten eher dem Freud-kritischen oder -skeptischen Lager der medizinischen Anthropologie und Psychosomatik Viktor von Weizsäckers, der Daseinsanalyse Felix Schottlaenders oder einer an Karl Jaspers orientierten Psychotherapie ohne Triebtheorie und frühkindlicher Sexualitätsannahme. Dass er eine Ausbildung am Berliner Göring-Institut zwar in Erwägung zog, aber dann nicht absolvierte, half ihm nach dem Zweiten Weltkrieg die Position der unbelastete-

94 Vgl. *Fallend/Nitzschke*, Der »Fall« Wilhelm Reich.

95 *Fuechtner*, Berlin Psychoanalytic, S. 124f.

96 *Martin Dehli*, Leben als Konflikt. Zur Biographie Alexander Mitscherlichs, Wallstein Verlag, Göttingen 2007, 320 S., geb., 29,90 €; *Tobias Freimüller*, Alexander Mitscherlich: Gesellschaftsdiagnosen und Psychoanalyse nach Hitler, Göttingen 2007. Ein Jahr später ist noch eine weitere Biografie erschienen, die hier jedoch unberücksichtigt bleibt: *Timo Hoyer*, Im Getümmel der Welt. Alexander Mitscherlich – ein Porträt, Göttingen 2008.

ten Führungsfigur der neu gegründeten psychoanalytischen Bewegung einzunehmen, obwohl er auch keine psychoanalytische Ausbildung, vor allem bis 1958/59 keine Lehranalyse, durchlaufen hatte. Mitscherlichs herausragende Stellung hatte, wie Dehli pointiert herausstellt, bemerkenswerte Konsequenzen:

»Diese Tendenz zur Stilisierung Mitscherlichs zur Gründerfigur hatte den paradoxen Effekt, dass durch ihn, der sich so sehr um die Aufarbeitung der deutschen Vergangenheit bemüht hatte, die Kontinuität der bundesrepublikanischen Psychoanalyse zu Psychoanalyse und Psychotherapie im ›Dritten Reich‹ verdeckt wurde. Solange sich die Psychoanalyse in der Bundesrepublik auf Mitscherlich als ihren Gründer bezog, blieb ihr eine Auseinandersetzung mit ihrer moralisch belastenden Vergangenheit erspart« (S. 200).

Die zweite Mitscherlich-Biografie von Tobias Freimüller hat einen anderen Fokus: Sie konzentriert sich generell stärker auf die »Gesellschaftsdiagnosen und Psychoanalyse nach Hitler«, wie der Untertitel der Studie lautet. Insbesondere interessiert sich Freimüller für Mitscherlichs bedeutende Rolle in den Umbrüchen der 1960er Jahre in Westdeutschland. Hier geht es also um die öffentliche Figur Mitscherlichs, der anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 1969 sowohl als Seelenarzt als auch als unermüdlicher Mahner der bundesdeutschen Öffentlichkeit gefeiert wurde, sowie um dessen psychoanalytische Gesellschaftsdiagnosen, deren Titel »Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft« (1962) und die »Unfähigkeit zu trauern« (1967) zu Schlagworten der bundesrepublikanischen Selbstverständigungsdebatten geronnen. Freimüller arbeitet genau heraus, wie sich die kulturkritische Sicht auf die moderne Massengesellschaft, der Mitscherlich in der unmittelbaren Nachkriegszeit noch anhing und die mit Motiven der konservativen Moderne- und Massen-Kritik aus der Zwischenkriegszeit versetzt war, allmählich in eine immer noch (kultur)kritische Analyse der vaterlosen Gesellschaft der frühen 1960er Jahre wandelte, die sozialpsychologisch-psychoanalytisch argumentierte und auf Demokratisierungseffekte hoffte.

Kurz vor dem Ausbruch der Studentenunruhen 1968 sprach die kritische Sicht auf den Umgang mit dem Nationalsozialismus nach 1945, die Mitscherlich mit »Unfähigkeit zu trauern« profilierte, offenkundig »bereits gesichertes gesellschaftliches Wissen« (S. 309) an. Wie Freimüller aufzeigt, krankten die Diagnosen Mitscherlichs an häufig auftretenden Problemen, wenn psychoanalytische Theorien sozialpsychologisch erweitert werden: am Kurzschluss von der individual- auf die kollektivpsychologische Ebene, an der Abstraktion vom historischen Beispiel (hier das NS-Regime) im Namen vermeintlicher psychologischer Grundmuster sowie an der Asymmetrie zwischen Arzt/Analytiker/Gesellschaftskritiker und Patient/Gesellschaft. Das Problem dieser Asymmetrie wird auch sehr deutlich anhand der Fernanalyse, die Mitscherlich 1966 ungefragt dem Vorsitzenden der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, Rainer Barzel, angedeihen ließ (S. 348–352). Dennoch wirkte »Unfähigkeit zu trauern« mobilisierend in den aufbrechenden Gesellschaftskonflikten um 1968, vor allem, indem es mithalf, die Kritik am Umgang mit dem Nationalsozialismus zum gesellschaftlichen Großthema zu erheben. Mitscherlich griff zugleich aktiv in die Politisierungsprozesse um die Studentenbewegung ein, etwa im Sozialistischen Deutschen Studentenbund oder in der Kampagne gegen die Notstandsgesetze.<sup>97</sup> Allerdings wurde Mitscherlich zunehmend skeptischer und zurückhaltender in seiner Unterstützung der protestierenden Studenten, bei denen er eine grassierende »Heilssuche bei neuen Utopien und deren Verkündern« (S. 368), wie etwa Wilhelm Reich, kritisierte. Allgemein lässt sich festhalten, dass Freimüller mit seiner Biografie in einen Bereich vorstößt, der histo-

97 Vgl. zu diesem Kontext auch *Anthony Kauders, Drives in Dispute. The West German Student Movement, Psychoanalysis, and the Search for a New Emotional Order, 1967–1971*, in: *Central European History* 44, 2011, S. 1–21; *Tobias Freimüller* (Hrsg.), *Psychoanalyse und Protest: Alexander Mitscherlich und die »Achtundsechziger«* (Jena-Center Geschichte des 20. Jahrhunderts: Vorträge und Kolloquien, Bd. 4), Wallstein Verlag, Göttingen 2008, 211 S., kart., 18,00 €.

riografisch noch wenig bearbeitet ist, nämlich die Geschichte der Psychoanalyse nach dem Zweiten Weltkrieg. Hier existiert – nicht nur für den deutschsprachigen Fall – noch erheblicher Forschungsbedarf.

## VII. DIE GLOBALGESCHICHTE DER PSYCHOANALYSE

Die Psychoanalyse hat sich von Wien aus in beachtlicher Geschwindigkeit in Europa und darüber hinaus verbreitet. Viele Forschungsarbeiten zur Rezeptions-, Popularisierungs- und Diffusionsgeschichte des psychoanalytischen Wissens haben sich in den letzten Jahren mit den Gesellschaften Europas und Nordamerikas beschäftigt.<sup>98</sup> Zentral war dabei vor allem Großbritannien und insbesondere London, wo wichtige organisatorische und übersetzerische Voraussetzungen für die Verbreitung des psychoanalytischen Wissens in die englischsprachige Welt geschaffen wurden. Leider existieren hierzu nur Aufsätze und eine bisher noch nicht publizierte Arbeit (von Ellesley).<sup>99</sup> Auch die neue Studie von Mathew Thomson »Psychological Subjects« interessiert sich explizit für andere psychologische, nicht psychoanalytische Wissensbestände (wie zum Beispiel den sogenannten »Pelmanism« nach dem Ersten Weltkrieg), was zweifelsohne legitim und auch ergiebig ist.<sup>100</sup> In seinen Augen gab es zwar eine Freud-Rezeption in Großbritannien im frühen 20. Jahrhundert, jedoch standen dem die eklektischen, kreativen und populären Interessenlagen des Publikums gegenüber, durch die das Bild einer einfachen Rezeption eines geschlossenen Theoriegebäudes infrage gestellt werde. »He [Freud] was far more likely to appear in a bastardised form, usually only once translated into a more acceptable idiom« (S. 19). Insbesondere betont Thomson, die Bedeutung einer positiveren Sicht auf das

98 Vgl. die Literatur für die wichtigsten Länder des Westens, etwa zu den USA unter anderem *John C. Burnham*, *Psychoanalysis and American Medicine, 1894–1918: Medicine, Science and Culture*, New York 1967; *Nathan G. Hale*, *Freud and the Americans. The Beginnings of Psychoanalysis in the United States 1876–1917*, New York/Oxford 1971; *ders.*, *Rise and Crisis of Psychoanalysis in the United States. Freud and the Americans 1917–1985*, New York/Oxford 1995; zu Frankreich *Sherry Turkle*, *Psychoanalytic Politics. Jacques Lacan and Freud's French Revolution*, New York/London 1992; *Elisabeth Roudinesco*, *Histoire de la psychanalyse en France*, 2 Bde., Paris 1994; zu den Niederlanden *Ilse N. Bulhof*, *Psychoanalysis in the Netherlands*, in: *Comparative Studies in Society and History* 24, 1982, S. 572–588; zu Spanien *Thomas F. Glick*, *The Naked Science: Psychoanalysis in Spain, 1914–1948*, in: *Comparative Studies in Society and History* 24, 1982, S. 533–571; generell zu Osteuropa *Ágnes Berger/Franziska Henningsen/Ludger M. Hermanns* u. a. (Hrsg.), *Psychoanalyse hinter dem Eisernen Vorhang*, Frankfurt am Main 2010; zu Ungarn *Paul Harmat*, *Freud, Ferenczi und die ungarische Psychoanalyse*, Tübingen 1988; zu Russland beziehungsweise zur frühen Sowjetunion *Alexander Etkind*, *Eros des Unmöglichen. Die Geschichte der Psychoanalyse in Rußland*, Leipzig 1996; *Martin A. Miller*, *Freud and the Bolsheviks. Psychoanalysis in Russia and the Soviet Union*, New Haven, CT 1998.

99 Vgl. *Dean Rapp*, *The Reception of Freud by the British Press: General Interest and Literary Magazines, 1920–1925*, in: *Journal of the History of the Behavioral Sciences* 24, 1988, S. 191–205; *ders.*, *The Early Discovery of Freud by the British General Educated Public, 1912–1919*, in: *Social History of Medicine* 3, 1990, S. 217–243; *Sandra Ellesley*, *Psychoanalysis in Early Twentieth-Century England. A Study in the Popularization of Ideas*, Diss., Essex 1995; *R. D. Hinshelwood*, *Psychoanalysis in Britain. Points of Cultural Access, 1893–1918*, in: *International Journal of Psycho-Analysis* 76, 1995, S. 135–151; *Graham Richards*, *Britain on the Couch. The Popularization of Psychoanalysis in Britain 1918–1940*, in: *Science in Context* 13, 2000, S. 183–230; *ders.*, *Psychology and the Churches in Britain 1919–39. Symptoms of Conversion*, in: *History of the Human Sciences* 13, 2000, S. 57–84.

100 *Mathew Thomson*, *Psychological Subjects. Identity, Culture, and Health in Twentieth-Century Britain*, Oxford University Press, Oxford/New York etc. 2006, 340 S., geb., 105,00 £.

»psychological subject«, welche sich mit Freuds Verständnis eines von unbewussten Trieben und unkontrollierbarer Sexualität geplagten Selbst wenig vertragen. Das ist sicherlich richtig, zumal sich eine ähnliche, optimistischere Sicht auf Freud auch in den Vereinigten Staaten finden lässt. Dennoch wären derartige Lesarten natürlich Teil einer Wissensgeschichte der Psychoanalyse, die sich nicht auf ein einfaches Model der Rezeption einer vorgegebenen Theorie durch ein interessiertes, aber passives Publikum stützen sollte, sondern die wechselseitigen Verschränkungen und Rückkopplungen zwischen Theorie und Öffentlichkeit in den Blick nehmen muss. Von daher muss auch die Begrifflichkeit der Rezeptionsforschung hinterfragt werden, die selbst in den Termini wie »Popularisierung«, »Diffusion« oder »Verbreitung« eine voraussetzungsreiche Hierarchisierung von Zentrum und Peripherie unternimmt.

Viele existierende Argumente zur Verbreitung der Psychoanalyse hinterlassen den Eindruck, dass ihre populäre Erfolgsgeschichte, ihr Einzug in die kulturtheoretischen Debatten der Human- und Geisteswissenschaften sowie ihre Bedeutung für die Selbstverständigungsprozesse von Intellektuellen, die Psychoanalyse im 20. Jahrhundert selbst zu einer Art Identitätsressource haben werden lassen. Die Geschichte der Psychoanalyse zu schreiben, wirft etwa für Makari automatisch die Frage auf: »And who are *we*, *those of us in the West* who have found the terms and concepts of psychoanalysis permeating our everyday language, changing on the most intimate levels the ways in which *we think about ourselves* [...]?«<sup>101</sup> Auch Ernest Gellner, der sich die Aufgabe stellte, die Gründe für die Erfolgsgeschichte der Psychoanalyse im 20. Jahrhundert zu erforschen, kommt nicht umhin festzustellen: »Amongst the more educated strata of the developed world, Freudian ideas now live on [...]. To understand *our world*, *we* must understand how these ideas and their institutional and procedural props work.«<sup>102</sup> Mindestens so bemerkenswert wie die Grundsätzlichkeit solcher Aussagen sind das Personalpronomen und deren Kennzeichnung: wir, im Westen. Die feministische Filmtheoretikerin Mary Ann Doane radikalisierte diese Perspektive weiter, als sie die Psychoanalyse »as a quite elaborate form of ethnography – as a writing of the ethnicity of the white Western psyche« beschrieb.<sup>103</sup> Die verbreitete Rede davon, dass die Psychoanalyse im Laufe des letzten Jahrhunderts zentral für das europäische oder westliche Selbstverständnis wurde, blendet erhebliche Teile ihrer Geschichte aus. Sie ignoriert das Ausmaß, in dem psychoanalytisches Wissen fast um den gesamten Globus wanderte – und zwar von Beginn an. Der Reichtum dieser Diffusionsgeschichte ist in den westlichen Selbstverständigungsdebatten mittels der Psychoanalyse und auch in den historiografischen Debatten noch kaum zur Kenntnis genommen worden.<sup>104</sup> Zweifelsohne hat die bisherige Forschung die Wichtigkeit der Psychoanalysegeschichte in den Ländern und Kulturen der westlichen Hemisphäre nicht ganz zu Unrecht betont. Die enge Bindung an (ausschließlich) westliche Selbstverständigungsdebatten ließ sich aber nur aufrechterhalten, weil erst seit Kurzem substanzial zu anderen Ländern und Regionen geforscht wird. Daher gilt oft noch immer, was Jacques Derrida bereits 1981 als die »geopsychanalytische« Sichtweise der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung beschrieben hat:

»for psychoanalysis there are continents, semi-continents, peninsular entities – some of them peninsulas thickly settled by psychoanalysts and psychoanalysis, others as yet virgin, half-continents black or white; and that there is more or less one dark continent only, and one more or less dark –

101 Makari, *Revolution in Mind*, S. 1f. (Hervorhebungen nicht im Original).

102 Gellner, *The Psychoanalytical Movement*, S. XVIII (Hervorhebungen nicht im Original).

103 Mary Ann Doane, *Femmes Fatales. Feminism, Film Theory, Psychoanalysis*, New York/London 1991, S. 211.

104 Eine der wenigen Ausnahmen bildet das Werk von Zaretsky, der nicht westliche Formen der Psychoanalyse jedoch ebenfalls nur en passant erörtert.

dark, that is, as uncleared or unexplored land is dark, black like femaleness, like a sex, like the skin of some people, like evil, like the unutterable horror of violence, torture, and extermination.«<sup>105</sup>

In gewisser Hinsicht war Freuds Werk in der Tat eng an ein ausgeprägt eurozentrisches Selbstverständnis gebunden. Zwei Bücher beschäftigen sich mit diesem Zusammenhang von Kolonialismus und Psychoanalyse: Mrinalini Greedharrys »Postcolonial Theory and Psychoanalysis« und Ranjana Khannas »Dark Continent: Psychoanalysis and Colonialism«.<sup>106</sup> Die Psychoanalysegeschichte von einem postkolonialen Standpunkt aus zu betrachten, ist nicht unbedingt deswegen sinnvoll, weil Freuds Theorien von kolonialen Denkmustern durchzogen waren, was er mit vielen Meisterdenkern der klassischen Moderne teilte.<sup>107</sup> Interessant ist diese Frage, weil Freuds Psychoanalyse eine der wichtigsten intellektuellen Grundlagen für die spätere postkoloniale Theoriebildung darstellte. Wie einflussreich die Psychoanalyse auf diesem Feld in der Tat war, wird vor allem bei Greedharry deutlich, die sich en détail mit den postkolonialen Ansätzen von Frantz Fanon, Ashis Nandy, Homi Bhabha sowie – in postkolonialem Zusammenhang ungewöhnlich – Gilles Deleuze und Félix Guattari auseinandersetzt. Die kanadische Literaturwissenschaftlerin interessiert sich jedoch eher typologisch und weniger historisch für den Zusammenhang von Psychoanalyse und postkolonialer Theoriebildung, weswegen sie auch auf eine ausführliche Diskussion Freuds oder Jacques Lacans verzichtet.

Eine genuin genealogische Perspektive auf den Zusammenhang von psychoanalytischem Wissen und postkolonialen Theorien liefert hingegen Khanna. Allerdings muss man dafür erst den kulturtheoretischen Ballast beiseiteschaffen, mit dem sie, wie viele kulturwissenschaftliche Abhandlungen über die Psychoanalyse, ihren Text beschwert. Khannas Einleitung stellt dabei ein Musterbeispiel für das Herbeizitieren vieler Meisterdenker – unter anderem Martin Heidegger, Jacques Derrida, Walter Benjamin, Antonio Gramsci, Homi Bhabha – und kulturwissenschaftlicher Theoreme wie »Gedächtnis« oder »Melancholie« dar, wobei sich der Nutzen für das Thema längst nicht immer erschließt. Dies ist – und deswegen gehört es hier erwähnt – ein besonderes Problem der Forschung über die Psychoanalyse, eben weil sie selbst einer der wichtigsten Stichwortgeber für die kulturwissenschaftlichen Theoriendebatten geworden ist. Wie bereits Winter diskutiert Khanna Freuds Liebe zur Antike und sein Interesse an Archäologie, wodurch er in seinen Schriften ein »archeological paradigm« verwandte, mit dem er die Psyche als etwas räumlich-zeitlich Geschichtetes und damit die Arbeit des Psychoanalytikers als archäologisch metaphorisierte. Der Orientierung an der klassischen Antike steht dabei der »dark continent« entgegen, mit dem Freud direkt das Weibliche, indirekt aber auch das »Primitive« bezeichnete.<sup>108</sup> In der Parallelisierung von »primitiven« und neurotischen Strukturen der Psyche, wie er sie in »Totem und Tabu« (1913) unternahm, aktualisierte er zudem das

105 Jacques Derrida, Geopsychoanalysis. ... and the Rest of the World, in: Christopher Lane (Hrsg.), *The Psychoanalysis of Race*, New York 1998, S. 65–90, hier: S. 67. In der offiziellen Veröffentlichung zum 100. Geburtstag der IPV wurde hingegen Derridas Kritik aufgegriffen und größte Sorgfalt darauf verwandt, die »Geography of the IPA« richtig zu repräsentieren: Peter Loewenberg/Nellie L. Thompson (Hrsg.), *100 Years of the IPA. The Centenary History of the International Psychoanalytical Association 1910–2010. Evolution and Change*, London 2011.

106 Mrinalini Greedharry, *Postcolonial Theory and Psychoanalysis. From Uneasy Engagements to Effective Critique*, Basingstoke/New York 2008; Ranjana Khanna, *Dark Continents. Psychoanalysis and Colonialism*, Durham, NC/London 2003.

107 Vgl. dazu auch Celia Brickman, *Aboriginal Populations in the Mind. Race and Primitivity in Psychoanalysis*, New York/Chichester 2003.

108 Interessanterweise benutzte Freud hier das englische Wort, was einen Bezug auf die britische Kolonialdebatte mehr als wahrscheinlich erscheinen lässt. Sigmund Freud, *Die Frage der Laienanalyse. Unterredungen mit einem Unparteiischen* (1926), in: GW, Bd. 14, S. 207–296, hier: S. 241.

koloniale Potenzial von Ethnologie und Anthropologie.<sup>109</sup> Auch wenn Khanna ihr Urteil über die freudsche Psychoanalyse als kolonial in Teilen relativiert, bleibt in ihrer Sicht das psychoanalytische Selbst im Wesentlichen gebunden an den europäischen Nationalismus.

»Understanding psychoanalysis as a theory of nationalism allows us to see it as an exemplary document of the modern European moment that gave rise to narratives of nationhood and selfhood that are today so much a part of internal imaginaries that colonials and postcolonials alike *cannot not* think of selfhood entirely independently of psychoanalysis« (S. 100, Hervorhebung im Original).

Die historische Verortung für diesen Nexus aus Nationalismus und Psychoanalyse bleibt bei Khanna aber unklar. Ist Psychoanalyse wirklich eine Theorie des Nationalismus? Kann man Freuds Gegenüberstellung von »primitiver« und »zivilisierter« Kultur ebenso wie seine Verwendung von Archäologie und Ethnologie in direkter Verbindung mit einem nationalen Projekt sehen? Dies scheint doch viel eher im Namen einer – durchaus nicht weniger problematischen – bürgerlichen Ideologie europäischer Zivilisation zu geschehen, die sich ja auch gerade in den Disziplinen von Archäologie und Ethnologie niederschlug.

Khanna untersucht im Folgenden, wie das psychoanalytische Wissen – trotz des kolonialen Erbes – wichtiger Teil der Kritik am Kolonialismus wurde. Sie konzentriert sich in ihrer ideengeschichtlichen Rekonstruktion vor allem auf die französischsprachige Debatte, was natürlich die Frage des Vergleichs mit anderen kolonialen Regimen und deren Dekolonisierung aufwirft, die hier aber unbeantwortet bleibt. Den Dreh- und Angelpunkt in diesem Übergang liefert für Khanna Jean-Paul Sartre, dessen – teilweise psychoanalytisch inspiriertes – Werk wichtige Stichworte für die Négritude-Bewegung von Aimé und Suzanne Césaire und Léopold Sédar Senghor sowie für die Anfänge postkolonialer Theorien bei Frantz Fanon, Octave Mannoni, Albert Memmi und anderen lieferte. Die detaillierten, oft ebenfalls sehr kulturtheoretisch gehaltenen Abschnitte über diese Theoretiker eröffnen einerseits eine neue Perspektive auf die Geschichte der Psychoanalyse, wie dies auch in der Studie von Greedharry der Fall ist. Es wird deutlich, dass der Einfluss, den das psychoanalytische Wissen auf die Geistes- und Kulturwissenschaften heute besitzt, nicht nur auf Freuds Kulturtheorien – und die seiner Nachfolger – zurückzuführen ist, sondern auch gerade auf die Kritik an diesen Ansätzen.

Andererseits verkürzen Greedharry und Khanna die komplexe historische Entwicklung in zweierlei Hinsicht: Die Psychoanalyse begann erstens nicht kurz vor dem Zweiten Weltkrieg und in der Phase der Dekolonisierung die intellektuellen Debatten in vielen nicht westlichen Ländern und Kulturen zu beeinflussen, sondern dies geschah nahezu von ihrem Beginn an. Es bleibt unklar, welche Auswirkungen diese frühe Rezeption und Kritik der Psychoanalyse (etwa in Indien, Japan, Südamerika) auf die postkoloniale Theoriebildung besaß. In diesem Zusammenhang erweist sich zweitens auch ihr letztlich ideengeschichtlicher Zugriff als Problem. Wenn sich in den Metropolen der nicht westlichen Welt therapeutisch-praktische Kulturen bereits früh verbreiteten, die auf psychoanalytischem Wissen gründeten, würde man gern erfahren, welche Wirkung diese jeweils auf die später einsetzenden Debatten über postkoloniale Theorien besaßen.

Diese – letztlich nicht ideengeschichtliche – Frage klingt in Greedharrys Buch zumindest an, wenn sie die psychoanalytische Annahme einer universellen Subjektivität mittels des (post)kolonialen Settings problematisieren möchte: Wann sind welche Personen in welchem kulturellen und sozialen Kontext psychoanalysierbar? Greedharry scheint sich die Antwort selbst zu geben, indem sie darauf verweist, dass die psychiatrischen Kliniken in den Kolonien angeblich nur von Europäern frequentiert wurden. Gerade die Geschichte der psychoanalytischen Bewegung in nicht europäischen Ländern liefert jedoch eine

109 Freud, Totem und Tabu (1913).



Reihe von Hinweisen, dass auch Nicht-Europäer in Kliniken und Privatpraxen der kolonialen Welt – und sogar von Nicht-Europäern – psychoanalysiert wurden.<sup>110</sup> In Khannas und Greedharrys Büchern bleibt somit bei der ideengeschichtlichen Rekonstruktion der postkolonialen Kritik an der Psychoanalyse die ›reale‹ Geschichte der Psychoanalyse in postkolonialen Gesellschaften seltsam ausgeblendet. Von hier scheint es also notwendig, nach der globalen Diffusionsgeschichte der Psychoanalyse – in postkolonialen wie nicht kolonisierten Gesellschaften und Kulturen – direkt zu fragen.

Dafür bietet sich eine Reihe von neuen »Nationalgeschichten« der Psychoanalyse in nicht westlichen Ländern an.<sup>111</sup> Psychoanalytisches Wissen begann teilweise schon vor dem Ersten Weltkrieg um den Globus zu wandern und wurde in einigen Ländern außerhalb Europas und Nordamerikas bereits in der Zwischenkriegszeit populär. Diese Forschung zu systematisieren, ist erst in Ansätzen geschehen; allerdings liegt hierfür ein erster Versuch in einem Sammelband vor: »The Transnational Unconscious«.<sup>112</sup> In ihrer Einleitung betonen die beiden Herausgeber, Joy Damousi und Mariano Plotkin, die Bedeutung einer transnationalen Perspektive auf die Geschichte der Psychoanalyse im 20. Jahrhundert. Sie grenzen sich damit einerseits von einer orthodox-freudianischen Perspektive ab und beschreiben die Psychoanalyse als »a cultural artifact in the broadest sense« (S. 4). Andererseits kritisieren sie die »kontextualistische« Historiografie der Psychoanalyse, wie sie oben bereits vorgestellt wurde. Angesichts der Diffusionsgeschichte der Psychoanalyse überzeugt eine Engführung auf das Wien des Fin de Siècle nicht; vielmehr gelte: »transnationalism is one of the defining characteristics of psychoanalysis« (S. 3). In der Tat erfüllt die Psychoanalyse die Kriterien, welche die Herausgeber für ein transnationales Ideensystem festlegen: eine Verbreitung über nationale und kulturelle Grenzen hinweg, keinen kulturspezifischen Untersuchungsgegenstand sowie ein transnational wanderndes intellektuelles Zentrum. Auch lag hier jene Mischung aus transnationalen und -kulturellen Transfers und Verflechtungen sowie lokalen Bedingtheiten und Einpassungsformen vor, die für globalisierte Wissensformen charakteristisch zu sein scheinen.

Kritisch anzumerken ist, dass Damousi und Plotkin die transnationale Entwicklung der Psychoanalyse vornehmlich auf die erzwungene Auswanderung von Psychoanalytikern und Psychoanalytikerinnen durch den Aufstieg des nationalsozialistischen Regimes in Deutschland und Österreich zurückführen. Im Umkehrschluss würde das heißen, dass die

110 Vgl. etwa *Waltraud Ernst*, Practising ›Colonial‹ or ›Modern‹ Psychiatry in British India? Treatments at the Indian Mental Hospital at Ranchi, 1925–1940, in: *dies./Thomas Müller* (Hrsg.), *Transnational Psychiatries. Social and Cultural Histories of Psychiatry in Comparative Perspective, c. 1800–2000*, Cambridge 2010, S. 80–115.

111 Vgl. neben der noch zu besprechenden Literatur *Hannes Stubbe*, Sigmund Freud in den Tropen. Zur Frühgeschichte der Psychoanalyse in Brasilien, Bonn 1997; *Andreas Bertold*, Oedipus in (South) Africa? Psychoanalysis and the Politics of Difference, in: *American Imago* 55, 1998, S. 101–134; *Mariano Ben Plotkin*, Freud in the Pampas. The Emergence and Development of a Psychoanalytic Culture in Argentina, Stanford, CA 2001; *Joy Damousi*, Freud in the Antipodes. A Cultural History of Psychoanalysis in Australia, Sydney 2005; *Katrin Hartmann*, Die Psychoanalyse im Libanon. Zur Entwicklung einer westlichen Profession in einer arabischen Gesellschaft, Berlin 2007; *Aydan Gülerce*, On the Absence of a Presence/The Presence of an Absence. Psychoanalysis in the Turkish Context, in: *Theory & Psychology* 18, 2008, S. 237–251; *Rubén Gallo*, Freud's Mexico. Into the Wilds of Psychoanalysis, Cambridge, MA/London 2010; *Nina Cornyetz/J. Keith Vincent* (Hrsg.), *Perversion and Modern Japan. Psychoanalysis, Literature, Culture*, London 2010.

112 *Joy Damousi/Mariano Ben Plotkin* (Hrsg.), *The Transnational Unconscious. Essays in the History of Psychoanalysis and Transnationalism*, London 2009. Gerade ist ein weiterer Sammelband dazu erschienen: *Warwick Anderson/Deborah Jenson/Richard C. Keller* (Hrsg.), *Unconscious Dominions. Psychoanalysis, Colonial Trauma, and Global Sovereignties*, Durham, NC 2011.

Psychoanalyse ohne diese historische Entwicklung ein vornehmlich deutschsprachiges Phänomen geblieben wäre. Angesichts der bereits in den 1920er Jahren vorhandenen internationalen Verbreitung von Theorie und Bewegung leuchtet diese These kaum ein, auch wenn die unfreiwillige Emigration die angelsächsische und südamerikanische Verbreitung sicherlich entscheidend mitprägte. Hinterfragt werden kann ferner die Feststellung der Herausgeber, dass sich die Behauptung der orthodoxen Psychoanalyse, ihre zentralen Vorstellungen wie das Unbewusste, Sexualität oder der Ödipus-Komplex seien universell, angesichts der transnationalen Verbreitung bestätigen ließe. Eigentlich ist damit die Frage nach dem universellen Charakter der Psychoanalyse – dem »Transnational Unconscious« – erst aufgeworfen. Dies gilt umso mehr, als andere Studien zu gegenteiligen Ergebnissen kommen, wie beispielsweise Christiane Hartnacks »Psychoanalysis in Colonial India«.<sup>113</sup> Sie beschreibt, wie bereits 1922 in Kalkutta die erste offizielle psychoanalytische Vereinigung in einem nicht westlichen Land eröffnet wurde.<sup>114</sup> Für diese bengalische Entwicklung hält Hartnack die Dimension des britischen Kolonialismus für entscheidend: Zum einen seien wesentliche Impulse für die Psychoanalyse von den britischen Vereinigungsmitgliedern, insbesondere von dem Kolonialpsychiater Owen Berkeley-Hill und dem Offizier der britischen Kolonialarmee C. D. Daly, ausgegangen. Hartnack analysiert detailliert deren oft kolonialistische Texte, in denen psychoanalytisches Wissen für eine Rechtfertigung des britischen Empires und für die psychologische Erklärung und Abwertung indischer Kultur- sowie Verhaltensmuster Verwendung fanden. Zum anderen seien die bengalischen Psychoanalytiker wie Girindrasekhar Bose aufgrund ihrer Herkunft zutiefst vom britischen Kolonialismus geprägt gewesen: »In fact, colonial institutional structures and colonialism's imprint on the ›inner world‹ of the Bhadrakok, the Western-educated Bengali elite, provided the means for the early reception of psychoanalysis and the application of psychoanalysis as a form of treatment in colonial India« (S. 3). Diese psychologische Verwestlichung der Elite, so argumentiert Hartnack, habe die Entstehung einer bengalischen Psychoanalyse ermöglicht, diese jedoch nicht in ihrem Wesen ausgemacht. Vielmehr sei es zu einer Adaption der Psychoanalyse in den bengalischen Kontext gekommen. Nicht zuletzt weil sie therapeutisch tätig waren, hätten die bengalischen Psychoanalytiker wie Bose psychoanalytisches Wissen an ihre lokalen Bedürfnisse anpassen und es dabei stark verändern müssen. Die theoretische Illoyalität zu Freud, mit der Bose ihm gegenüber dann sogar die kulturelle Gebundenheit des Ödipus-Komplexes explizit kritisierte, bedeutet für Hartnack letztlich, dass die Psychoanalyse in ihrer globalen Verbreitungsgeschichte in viele Einzelgeschichten zerfällt: »The reconstruction of Freudian psychoanalysis in colonial India thus becomes a *deconstruction* of this theory as it travels« (S. 8, Hervorhebung im Original).

Die vielfältigen Schwierigkeiten, die psychoanalytische Technik ohne direkte Unterweisung von Freud zu erlernen, sind hier schon am Beispiel der Traumdeutung erörtert worden.<sup>115</sup> Wenn man die ebenfalls erwähnte Einsicht Ferenczis und Ranks in die Erlebensdimension der psychoanalytischen Methode auch für die Seite des Psychoanalytikers ernst nimmt, liegt die Notwendigkeit auf der Hand, dass sich jeder Praktiker der Psycho-

113 Christiane Hartnack, *Psychoanalysis in Colonial India*, Oxford/New York etc. 2001.

114 Vgl. zur Psychoanalyse in Indien beziehungsweise Kalkutta ebenfalls *Kalpana Seshadri-Crooks*, *The Primitive as Analyst. Postcolonial Feminism's Access to Psychoanalysis*, in: *Cultural Critique* 28, 1994, S. 175–218; *Ashis Nandy*, *The Savage Freud. The First Non-Western Psychoanalyst and the Politics of the Secret Selves in Colonial India*, in: *Frédérique Apffel-Marglin/Stephen A. Marglin* (Hrsg.), *Decolonizing Knowledge. From Development to Dialogue*, Oxford/New York 1996, S. 340–388; *Amit Ranjan Basu*, *Girindrasekhar Basu and the Coming of Psychology in Colonial India*, in: *Theoretical Perspective* 6, 1999, S. 26–55.

115 An dem bengalischen Traumbuch Boses lässt sich auch gerade die kulturelle Übersetzungsleistung erkennen: *Girindrāsēkhar Bōsu*, *Sbōpno* [Träume], *Kōlikātā* 1335 (1929).

analyse dieses Wissen selbst kreativ aneignen muss. Bei der historischen Rekonstruktion der Psychoanalyse – ob im Westen oder in Regionen wie Bengalen – kann die Frage also nicht sein, ob die Psychoanalyse an die kulturellen Bedingungen angepasst wurde; das musste sie als Praxis in jedem Fall. Das eigentliche Problem ist, wie dies geschah. Ein weiterer Aspekt betrifft hierbei die Effekte des Kolonialismus, den Hartnack in ihrer Studie generell herausstreicht, und deshalb die bengalische Psychoanalyse und deren Breitenwirkung vornehmlich als eine Reaktion gegen das britische Kolonialregime beschreibt.<sup>116</sup> Sie hat sicherlich recht, dass man einen gewissen Grad von Verwestlichung bei den bengalischen Psychoanalytikern voraussetzen muss. Wenn also ihre »innere Welt« durch das westliche Bildungssystem bereits verändert wurde, wäre es merkwürdig anzunehmen, dass gerade das psychoanalytische Wissen diese »innere Welt« nicht weiter modelliert hätte. Ist die Lokalisierung – die Anpassung an den kulturellen Kontext – somit nicht zugleich eine Universalisierung? Von diesem Standpunkt aus bedeutet die kulturelle Einpassung des psychoanalytischen Wissens in die Theorie und Praxis vor Ort stets auch die Veränderung der lokalen Kultur, die durch ein ihr eigentlich fremdes System beobachtbar und beschreibbar wird? Löste sich die angenommene Universalität der Psychoanalyse in den kulturellen Transferprozessen also wirklich in viele Partikularitäten auf, wie das eine Dekonstruktion der psychoanalytischen Theorie nahelegt? Oder gab es doch so etwas wie eine Globalisierung psychoanalytischen Sprechens und Denkens, das verschiedene Kulturen ab einem gewissen Punkt im 20. Jahrhundert miteinander verband? Möglicherweise ist es für die Globalgeschichte der Psychoanalyse nicht sinnvoll, den Charakter ihres Gegenstands mit einer letztgültigen Kategorie – universell versus partikular, global versus lokal – benennen zu wollen; vielleicht ist es fruchtbarer, jeweils konkret nach Universalisierungs- oder Partikularisierungsstrategien und -effekten zu fragen?

### VIII. FAZIT

Michel Foucault hatte gute Gründe, Freud in »Was ist ein Autor?« als Diskursbegründer vorzustellen. Er wollte damit auf eine fundamental neue Form von Autorschaft verweisen, die mit seiner diskursanalytischen Perspektive erst beschreibbar wurde, an deren Begründung er gerade arbeitete. In der sein gesamtes Schaffenswerk prägenden Beschäftigung mit der freudschen Psychoanalyse hat Foucault gleichwohl viele andere Aspekte als die Diskursproduktion thematisiert.<sup>117</sup> Dass der Autor Freud für den Autor Foucault in diesem Text vornehmlich als Initiator anderer Texte erschien, hatte also mit seinem spezifischen Interesse zu diesem Zeitpunkt zu tun. Zweifelsohne stimmt vieles an Foucaults Charakterisierung: Freud hat im 20. Jahrhundert eine enorme Textproduktion ermöglicht. Angesichts seiner noch immer anhaltenden Allgegenwart insbesondere in den kultur- und geisteswissenschaftlichen Debatten erscheint der Abgesang seiner Kritiker verfrüht – und liegt wohl vielmehr darin begründet. Ob Freud zudem wirklich aus den (natur)wissenschaftlichen Diskussionen über die Strukturen der Psyche und deren Störungen endgültig verabschiedet werden kann, ist angesichts des neurowissenschaftlichen Interesses an der Psychoanalyse in den letzten Jahren vielleicht doch nicht so klar, wie die Freud-Kritik suggeriert.<sup>118</sup> Die zukünftige Geschichtsschreibung zur Psychoanalyse sollte bei der fou-

116 Vgl. zu dieser Breitenwirkung *Amit Ranjan Basu*, *Emergence of a Marginal Science in a Colonial City. Reading Psychiatry in Bengali Periodicals*, in: *Indian Economic and Social History Review* 41, 2004, S. 103–141.

117 Vgl. als Überblick zu Foucaults komplexer Auseinandersetzung mit Freud und der Psychoanalyse *Marcelo Marques* (Hrsg.), *Foucault und die Psychoanalyse. Zur Geschichte einer Auseinandersetzung*, Tübingen 1990.

118 Vgl. dazu etwa *Giselher Guttman/Inge Scholz-Strasser* (Hrsg.), *Freud and the Neurosciences. From Brain Research to the Unconscious*, Wien 1998; *Mark Solms/Edward Nersessian*,

caultschen Charakterisierung ihres Gegenstands nicht stehen bleiben. Sie sollte vielmehr die Dimension der therapeutischen Praxis systematisch stärker miteinbeziehen, um der Psychoanalyse als historischem Phänomen gerecht zu werden. Zugleich wird wohl auch die Fokussierung auf Freud, so wichtig das gerade in der hier breit vorgestellten wissenschaftshistorischen Forschung der letzten Jahre auch war, relativiert werden, um die Psychoanalyse noch stärker als gesellschaftliche Formation jenseits ihres Begründers und seines Wiener Umfelds beschreiben zu können.

Die historische Forschung zur Psychoanalyse braucht sich von den Freud-kritischen Diskussionen nicht allzu sehr irritieren zu lassen. Ob und in welcher Form Freud recht hatte oder nicht, ist für sie gar nicht so entscheidend wie für therapeutische Praktiker oder die Fachwissenschaftler der psychologischen Disziplinen, die zudem viel eher über die Expertise verfügen, derartige Fragen auch beurteilen zu können. Historikerinnen und Historiker sollten wohl eher weiter danach fragen, wie die Psychoanalyse im 20. Jahrhundert diesen Status erlangen konnte und welche Effekte dies zeitigte. Dabei gibt es durchaus noch eine Reihe von Desiderata, wie dieser Forschungsüberblick verdeutlicht haben sollte. Auch wenn die hier besprochenen Gesamtdarstellungen zur Geschichte der Psychoanalyse bereits viele Erkenntnisse liefern und vorhandenes Wissen zusammenfassen, so fehlt noch immer eine umfassende und innovative Geschichte der Psychoanalyse. Sie hätte dabei vieles zugleich zu leisten: Die Wissensgeschichte der Psychoanalyse müsste das Zusammenspiel von Beschreibung der psychischen Struktur und Prägung derselben thematisieren. Die Therapiegeschichte der Psychoanalyse sollte die therapeutischen Effekte dieses Wissens und vor allem dessen Aktivierung in der Interaktion von Analytiker und Patient beschreiben, ohne die Rückwirkungen auf die Theoriebildung außer Acht zu lassen. Die Popularisierungs- und Diffusionsgeschichte müsste sowohl die Anpassung und Partikularisierung des Wissens in lokalen Kontexten thematisieren wie die transnationale Verbreitung und die damit verbundene Universalisierungsdimension. Dass sich durch die kulturelle Verbreitung wiederum Rückkopplungseffekte auf die Theoriebildung ergaben, dürfte dabei schließlich auch nicht vergessen werden. Möglicherweise ist ein solches Programm allerdings nicht in einem Buch und von einem Autor zu bewältigen.

---

Freud's Theory of Affect. Questions for Neuroscience, in: *Neuro-Psychoanalysis. An Interdisciplinary Journal for Psychoanalysis and the Neurosciences* 1, 1999, S. 5–14; *Eric R. Kandel, Psychiatrie, Psychoanalyse und die neue Biologie des Geistes*, Frankfurt am Main 2006.